



Michael Schmidinger, BSc

**Elisabethhochhaus Graz**  
**Ein >gutes Bauwerk< ?**

**MASTERARBEIT**

zur Erlangung des akademischen Grades

Diplom-Ingenieur

Masterstudium Architektur

eingereicht an der

**Technischen Universität Graz**

Betreuer

Univ.-Prof. Mag.phil. Dr.phil. Anselm Wagner

Institut für Architekturtheorie, Kunst- und Kulturwissenschaften

Graz, Mai 2018



## **EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG**

Ich erkläre an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen/Hilfsmittel nicht benutzt, und die den benutzten Quellen wörtlich und inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe. Das in TUGRAZonline hochgeladene Textdokument ist mit der vorliegenden Masterarbeit identisch.

---

Datum

---

Unterschrift



## Abstract

Die vorliegende Masterarbeit behandelt mehrere Teilbereiche, um die Behauptung, dass das Elisabethhochhaus ein >gutes Bauwerk< ist, zu überprüfen. Mittels einer exemplarischen Untersuchung in den Ebenen Stadt, Gebäude und Wohnung, wird das Elisabethhochhaus auf das Vorhandensein von drei >Qualitäten< hin analysiert. >Widersprüchlichkeit< betrachtet den Bautyp Hochhaus und seine Wechselwirkungen mit Stadt, >Großzügigkeit< bezieht sich auf die Möglichkeiten des freien Grundrisses, den Ausblick aus dem und das Wohnen in einem Hochhaus an sich. >Anpassbarkeit< untersucht ganz konkret, ob und in welcher Form Umbauten im Elisabethhochhaus durchgeführt werden. Gesucht werden Maßnahmen die es ermöglichen, ein Gebäude ohne große Änderungen der baulichen Substanz, an sich schneller ändernde Anforderungen unserer gegenwärtigen Gesellschaft anzupassen.

Die Bevölkerungszunahme in den Städten erfordert es, den baulichen Bestand wieder näher zu betrachten. Dazu gehört auch die lange Zeit vernachlässigte Nachkriegsmoderne, dessen Teil das Elisabethhochhaus ist.

Der erste Teil dieser Arbeit definiert die Schlüsselbegriffe >Qualitäten<, >gut<, >gute Architektur< und >gutes Bauwerk<. Da Gebäude viel länger existieren, als die Ideologien derer, die sie errichten, basieren die Relevanz der Fragestellung und die Form der längerfristigen Betrachtung eines Bauwerks auf diesem Ansatz. Im Nachhinein wird beurteilt, was ein >gutes Bauwerk< ausmacht.

Der zweite Teil widmet sich dem Elisabethhochhaus. Über die Betrachtung von Ort und Baugeschichte entwickelt sich zu Beginn ein Verständnis für das Gebäude und seinen Bezug zur Stadt. Zentral hierfür sind die Wechselwirkungen zwischen dem Hochhaus mit seiner hohen symbolische Geste und der Stadt, die es umgibt. Konzeption, Organisation und formal ästhetische Analyse vertiefen die Betrachtung in einem nächsten Schritt, bevor es abschließend auf das Vorhandensein der eingangs angeführten >Qualitäten< untersucht wird.



Folgende Methoden werden angewendet:

Literaturrecherche, Sichtung und Auswertung von Primärquellen, Ortsanalyse, Analyse von Konzeption, Organisation und formal ästhetischer Erscheinung, Systematische Beobachtungen, Qualitative Gespräche und Interviews. Der breit gefächerte Zugang versucht, ein ganzheitliches Bild des Elisabethhochhauses zu schaffen, das Zusammenhänge, Ursachen und Auswirkungen sichtbar macht und jene >Qualitäten< offen legt, die ein Gebäude zu einem >guten Bauwerk< machen.

Als Ergebnis wird festgehalten, dass freier Grundriss und Ausblick aus dem Elisabethhochhaus zentrale >Qualitäten< der >Großzügigkeit< auf Ebene des Gebäudes sind. Der Ausblick ist relevant, da er privat ist und auf etwas von hohem symbolischen Wert, die Dächer der Altstadt von Graz, blicken lässt. Nicht-tragende Zwischenwände und wohnungsübergreifend flexibel zuschaltbare Zimmer, kennzeichnen das Individualisierungspotential im freien Grundriss. Entgegen dieser Möglichkeit wird die einmal zum Entstehungszeitpunkt gesetzte Wohnungseinteilung im Elisabethhochhaus, selbst nicht verändert. Die untersuchten Umbauten zeigen, dass auch in einem Bauwerk der Nachkriegsmoderne mit seinen standardisierten Grundrissen die Anforderungen verschiedener NutzerInnen berücksichtigt werden können. Die Qualität der >Adaptierbarkeit< wird bestätigt. Die >Widersprüchlichkeiten<, die sich beim Elisabethhochhaus aus den Wechselwirkungen mit seiner Umgebung, seinem Alleinstellungsmerkmal und der Besonderheit eines privaten Wohnhochhauses ergeben, lassen es aus seinem Kontext ausbrechen und es wird so zu einem >guten Bauwerk<.

Die Arbeit ist für ArchitektInnen und StadtplanerInnen von Interesse, die einen breit gefächerten und Disziplinen übergreifenden Zugang in ihrer Arbeit verfolgen, Prozessen von Wahrnehmung und Beurteilung der Architektur nachgehen, ihren Umgang mit Bauten der Nachkriegsmoderne schärfen wollen oder Wechselwirkungen von Hochhaus und Stadt untersuchen.



# Elisabeth hochhaus Graz

Ein >gutes Bauwerk< ?

Masterarbeit

Michael Schmidinger, BSc

zur Erlangung des akademischen Grades

Diplom-Ingenieur

Masterstudium Architektur

Technische Universität Graz  
Erzherzog-Johann-Universität  
Fakultät für Architektur

Betreuer

Univ. Prof. Mag. phil. Dr. phil.  
Anselm Wagner

Institut für Architekturtheorie,  
Kunst- und Kulturwissenschaften

Graz, Mai 2018

Abb. 1 Elisabethhochhaus Perspektive 1955



Abb. 2 Elisabethhochhaus nach der Fertigstellung





## Inhaltsverzeichnis

1	Vorwort und persönlicher Zugang.....	11
2	Einleitung .....	13
2.1	Forschungsfrage(n).....	14
2.2	Kommentierter Aufbau .....	16
2.3	Methoden.....	17
3	Schlüsselbegriffe für ein >gutes Bauwerk< .....	23
3.1	>Qualitäten< .....	24
3.2	Bedeutung von >gut<.....	28
3.3	>gute Architektur< versus >gutes Bauwerk< .....	30
3.4	Warum ein Bauwerk längerfristig betrachten?.....	32
3.5	Übergeordnete Relevanz der Fragestellung .....	37
4	Elisabethhochhaus – ein >gutes Bauwerk<? .....	51
4.1	Verständnis für ein Gebäude entwickeln.....	51
4.2	>Widersprüchlichkeit< – Ebene der Stadt .....	63
4.3	>Großzügigkeit< – Ebene des Gebäudes.....	75
4.4	>Adaptierbarkeit< – Ebene der Wohnung .....	87
5	Conclusio und Ausblick.....	97
6	Anhang Empirische Auswertungen.....	103
6.1	BewohnerInnenstruktur im Detail .....	103
6.2	Aneignung der halböffentlichen Vorzonen.....	105
6.3	Feldtagebuch - exemplarische Seite.....	107
7	Literaturverzeichnis.....	111
7.1	Publikationen .....	111
7.2	Archivmaterial .....	114
7.3	Empirie.....	115
7.4	Audiovisuelle Quellen .....	115
8	Abbildungsverzeichnis.....	117
9	Danksagung.....	119

Abb. 3 Schräglufbild



*„Die Arbeit an der Philosophie ist – wie vielfach die Arbeit in der Architektur – eigentlich mehr die Arbeit an Einem selbst. An der eignen Auffassung. Daran, wie man die Dinge sieht. (Und was man von ihnen verlangt).“*

*Ludwig Wittgenstein*

## 1 Vorwort und persönlicher Zugang

Ich stelle mir oft die Frage: "Wie sollen wir bauen, um ein Gebäude nicht nur für gegenwärtige Aufgaben, sondern auch für zukünftige Entwicklungen und Veränderungen vorzubereiten?" Ist es überhaupt möglich, ohne diese Parameter vorab zu kennen? Ist dieser langfristige Ansatz eigentlich zeitgemäß? In wie weit spielen neben den funktionellen Aspekten auch formale Ansätze nach längerer Zeit noch eine Rolle? Welche Kriterien wären dann ausschlaggebend, damit eine heute getroffene Entscheidung zukunftsfähig ist?

Während der Recherchen zu meiner Masterarbeit führte mich eine Einladung zufällig in das Elisabethhochhaus und eine seiner vielen Wohnungen. Erst als ich direkt in der Hugo-Wolf-Gasse davor stand, wurde mir dessen Existenz und Höhe bewusst. Im Gefüge der Stadt ist es aufgrund seiner zurückversetzten Lage nicht wirklich präsent. Während dieses Besuches und den dort geführten Gesprächen, spürte ich, dass mir etwas an dieser Wohnung sehr zusagte. Nicht in einem spektakulären, überwältigenden Sinn, sondern eher in einer unaufgeregten Art und Weise. Ich war jedoch nicht unmittelbar in der Lage, die Gründe dafür zu benennen. Angesiedelt in einem dialogartigen, systematischen Verständnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in der Architektur, führte dies zu einer längeren und intensiven Beschäftigung mit dem Gebäude, dessen BewohnerInnen und der Frage, warum etwas als gut befunden wird. Ich wollte erkennen, verstehen, beschreiben und begründen, was dieses Etwas ist und woher es kommt.



## 2 Einleitung

1967 fertig gestellt, ist das Elisabethhochhaus Teil der Nachkriegsmoderne von Graz. Eine Periode im Architekturgeschehen, die lange Zeit und oftmals heute noch nicht mit dem Begriff der >Qualität< oder dem eines >guten Bauwerks< in Verbindung gebracht wird. Ausgehend von meinem initialen Moment in der Begegnung mit dem Elisabethhochhaus behauptet diese Arbeit hier am Beginn etwas Gegenteiliges. Nämlich, dass das Elisabethhochhaus in Graz ein >gutes Bauwerk< ist. Welche zentralen >Qualitäten< nun im Fall des Elisabethhochhauses vorhanden sind, um jene Behauptung zu stützen und warum diese Fragestellung überhaupt von Relevanz ist, wird in dieser Arbeit untersucht und begründet. Sie basiert auf dem Ansatz, dass ein Bauwerk erst zu einem späteren Zeitpunkt, wenn es Phasen von Entwurf, Herstellung, mehrfacher Rezeption, Bewertung und Verwendung bereits hinter sich hat, beurteilt werden kann.

Die Annäherung an das Elisabethhochhaus erfolgt daher in der Form einer umfassenden Betrachtung von den ersten Ideen des Vorhabens weg bis hin zur gegenwärtigen Situation. Die Evaluierung über diesen längeren Zeitraum ermöglicht es dabei, Gebäude und Zusammenspiel einzelner >Qualitäten< umfassend zu verstehen. Die Kenntnis der Beweggründe, die zur Entstehung eines Bauwerks geführt haben, die Entstehungszeit, der örtliche Kontext, formal-ästhetische Überlegungen, die Formen bzw. Veränderungen in der Benutzung und die Analyse des jeweiligen Bautyps geben gegenwärtig Aufschlüsse darüber, warum welche >Qualitäten< vorhanden sind, und welche davon nach wie vor gut sind.

Diese Prinzipien können möglicherweise bei zukünftigen Entwurfsaufgaben Anwendung finden und im Umgang mit Bausubstanz aus dieser Zeit unterstützend sein. Es wird aus der Sache selbst, aus der gebauten Substanz, der Architektur, den BewohnerInnen und der Entwicklungsgeschichte heraus gelesen, analysiert und verstanden.

In strukturierten, empirischen und reflexiven Prozessen analysiert diese Arbeit den Begriff der >Qualität< im architektonischen Diskurs, um sich der Frage, was ein >gutes Bauwerk< ist, zu nähern. Es werden folglich jene >Qualitäten< des Elisabethhochhauses beschrieben, die von außen nicht unbedingt als solche wahrgenommen werden. Sie stellen einen intensiven Blick hinter die Fassade dar, der in Wahrnehmung und Beurteilung von Architektur gegenwärtig oftmals an ihr, an der Oberfläche, hängen bleibt. Betrachtet werden hierzu Fragen zum Umgang mit der baulichen Substanz der Nachkriegsmoderne als eine Periode des Architekturschaffens, welcher erst in letzter Zeit mehr Aufmerksamkeit zu Teil wurde.

Das Elisabethhochhaus gehört, wie es der Name des Gebäudes schon beinhaltet, einem besonderen Bautyp an – dem des Hochhauses. Den Wechselwirkungen und der Widersprüchlichkeit in seinem gründerzeitlichen Kontext wird in der Analyse ebenso Aufmerksamkeit geschenkt. In evaluierender Form wird somit Gebautes als beständigere Komponente im menschlichen Lebensumfeld dahingehend überprüft, ob es seine Aufgaben in einer gegenüber der Entstehungszeit stark veränderten Gesellschaft nach wie vor gut oder vielleicht sogar besser erfüllt. Fokussiert werden dabei Aspekte von >Großzügigkeit< als eine für mich zentrale >Qualität< im Wohnen.

Neben der Analyse sieht sich die vorliegende Arbeit als ein subtiles Portrait über das Elisabethhochhaus, seine Geschichte und einige seiner BewohnerInnen. An dieser Stelle werden sie erstmals zusammengeführt werden.

## 2.1 Forschungsfrage(n)

Welche Aufgaben ein gegenwärtig zu errichtendes Gebäude in Zukunft zu bewältigen hat, ist nicht unbedingt voraussagbar. Die Grundanforderungen wie beispielsweise das Wohnen bleiben zwar vermutlich gleich, doch in welcher Form sie stattfinden und organisiert sein werden, ist nicht vorherzusagen. 2017 ist das Elisabethhochhaus fünfzig Jahre alt geworden. In dieser sehr kurzen Vergangenheit gibt es große gesellschaftliche Umwälzungen. Formen des menschlichen Zusammenlebens haben sich stark verändert, Gesellschaft ist heute viel individualisierter in ihren Ausprägungen als noch vor wenigen Dekaden

und benötigt eigentlich viel differenziertere Wohnformen, als es die Standardlösung der Nachkriegsmoderne bereitstellt. Gibt es nun zentrale >Qualitäten<, mittels derer die sich immer schneller ändernden Anforderungen unserer Gesellschaft gut, ohne große Änderungen oder Austausch der baulichen Substanz, bewältigt werden können? Lassen sich Formen dieser >Qualitäten< im Elisabethhochhaus auffinden?

In dieser Arbeit werden beispielhaft drei verschiedene >Qualitäten< in den Ebenen "Stadt, Gebäude und Wohnung" anhand der aufgeworfenen Fragen untersucht.

#### Ebene der Stadt – >Widersprüchlichkeit<

Das Elisabethhochhaus hat aufgrund seiner Höhe im zentrumsnahen und gründerzeitlich geprägten Bezirk Geidorf als einziges Wohnhochhaus eine Sonderstellung. Die symbolträchtige Geste eines Hochhauses in einer Stadt wie Graz unterscheidet sich stark von Städten anderenorts, mit mehreren Gebäuden dieses Bautyps. Es ist nicht eines von vielen seiner Art, sondern es ist eine singuläre Erscheinung in seinem städtebaulichen Kontext. Führt dieses Alleinstellungsmerkmal dazu, dass diese Widersprüchlichkeit heute als besonders betrachtet wird und das Elisabethhochhaus dadurch zu einem >guten Bauwerk< wird?

#### Ebene des Gebäudes – >Großzügigkeit<

Freie Sicht im Wohnen zu haben ist sehr großzügig. Ist der Ausblick aus dem Elisabethhochhaus eine entscheidende Qualität? Ist es doch eines der wenigen Hochhäuser in seiner Umgebung und noch dazu ein privates Wohnhaus.

Die Möglichkeit, die Anforderungen von unterschiedlichen NutzerInnen zu erfüllen und auf deren Veränderung gut reagieren zu können, bedarf einer entsprechenden Grundkonfiguration. Ist diese bereits großzügig in einem Gebäudegrundriss implementiert, kann sie gegebenenfalls zu einem späteren Zeitpunkt einfach abgerufen werden. Bauten der Nachkriegsmoderne wie das Elisabethhochhaus werden eher mit Gegenteiligem in Verbindung gebracht. Die funktionale Typologie dieser Zeit mit ihren optimierten Grundrissen und nutzungszugeordneten Raumgrößen, gebaut für die idealisierte Gesellschaftsform einer vierköpfigen Standardfamilie, weist in der Regel wenig von dieser >Großzügigkeit< auf. Welche Arten der >Großzügigkeit< es im Elisabethhochhaus gibt, wird später noch genauer untersucht.

Ebene der Wohnung – **>Adaptierbarkeit<**

Sind in der Folge dann >gute Bauwerke< jene, die ihre Aufgaben über einen längeren Zeitraum erfüllen, oder sich für verändernde Anforderungen in der Nutzung einfach und leicht adaptieren lassen? Welche Möglichkeiten diesbezüglich im Elisabethhochhaus stecken, betrachtet diese Arbeit im Detail.

## 2.2 Kommentierter Aufbau

Im ersten Teil erfolgen die Definition der Schlüsselbegriffe die dieser Arbeit zu Grunde liegen. Der Begriff der >Qualitäten< steht für als positiv betrachtete Eigenschaften und deren positive Auswirkungen. Der Begriff >gut< beschreibt ein offenes Wertegefüge in ständiger Verhandlung. Beide werden jeweils seitens ihrer Ursachen und Auswirkungen betrachtet. >Gute Architektur<, beschreibt eine Art abstrakten, gedanklichen Überbau. Anhand ihrer Manifestation werden die >Qualitäten< konkret lesbar und der Frage was ein >gutes Bauwerk< ausmacht, wird in dieser Form nachgegangen. Ergänzend werden die komplexen Prozesse der Verständigung über diese Begriffe in Architektur erläutert. Die Relevanz der Forschungsfrage(n) und die der längerfristigen Betrachtung eines Bauwerks basieren auf dem Ansatz, dass Gebäude viel länger existieren als die Ideologien mit denen sie einst errichtet wurden. Erst im Nachhinein kann so beurteilt werden, was ein >gutes Bauwerk< ausmacht. Ein Blick auf die momentane gesellschaftliche Situation, die Bevölkerungszunahme in den Städten und die daraus resultierende Notwendigkeit der Verdichtung erfordern es, den baulichen Bestand wieder näher zu betrachten. Dazu gehört auch die lange Zeit vernachlässigte Nachkriegsmoderne, dessen Teil das Elisabethhochhaus ist. Kurz angeschnitten werden hierzu aktuelle Tendenzen im Umgang mit Bauwerken dieser architektonischen Epoche aufgezeigt.

Für ein Wohnhochhaus gab es trotz der großen Wohnungsnot nach dem 2. Weltkrieg eigentlich keine rationale Notwendigkeit in Graz. Eher wollten die Beteiligten mit dem Bau des Hochhauses an moderne, internationale Tendenzen in der Architektur anschließen und ein Zeichen des Fortschrittes setzen. Das Hochhaus und seine hohe symbolische Geste schien dazu besonders gut geeignet zu sein und wird folglich in dieser Arbeit speziell betrachtet.

Der zweite Teil widmet sich mehrheitlich dem Elisabethhochhaus und der Frage, ob es ein >gutes Bauwerk< ist. Über die Betrachtung von Ort und Baugeschichte entwickelt sich zu Beginn ein Verständnis für das Gebäude und seinen Bezug zur Stadt. Konzeption, Organisation und formal ästhetische Analyse des Hauses vertiefen dieses in einem zweiten Schritt. Anhand der Forschungsfrage(n) wird das Elisabethhochhaus auf den Ebenen Stadt, Gebäude und Wohnung untersucht. >Widersprüchlichkeit< behandelt den Bautyp Hochhaus, seine Entwicklung und den Bezug zur Stadt. >Großzügigkeit< bezieht sich auf den Ausblick aus dem Haus, das Wohnen in einem Hochhaus an sich und die Möglichkeiten des freien Grundrisses. >Adaptierbarkeit< befasst sich ganz konkret beispielhaft durchgeführte Umbauten im Elisabethhochhaus und Beweggründe der BewohnerInnen.

## 2.3 Methoden

Der Zugang zu dieser Arbeit ist sehr breit gefächert und nicht linear vollzogen. Um sich dem Elisabethhochhaus in einem vielschichtigen Prozess Schritt für Schritt anzunähern, kommen nachfolgende Methoden zur Anwendung. Die empirischen Methoden stammen aus der qualitativen Sozialforschung. Ihre Verwendung in einem architektonischen Kontext hat den Vorteil, dass direkte Informationen von den BewohnerInnen über das Bauwerk, seine Benützung und Veränderungen generiert werden können. Dieses Wissen wäre sonst nicht zugänglich. In der Folge kann auch die subjektive Sicht des Autors anhand dieser Aussagen abgeglichen werden.

### 2.3.1 Literaturrecherche

Die Analyse von Literatur besteht aus zwei separaten Bereichen. Der erste Teil beschäftigt sie sich mit Fragen von >guter Architektur< oder >baulicher Qualität<, und bildet so die theoretische Fundierung dieser Arbeit.

Der zweite Teil der Recherche dient dazu, Informationen über die Entstehungsgeschichte, die Architekten, die verschiedensten Diskussionsprozesse rund um die Bauphase und statistische Daten des Elisabethhochhauses zu erhalten. Der Bauakt und die dazugehörigen Planunterlagen als Primärquellen werden im Zuge der Recherche im Stadtarchiv von Graz gesichtet, um Auskunft darüber zu erhalten, wie das Elisabethhochhaus zu Beginn baulich strukturiert war und welche Prozesse und Entwürfe während der Planungs- und Bauphase zur Debatte standen.

Ergebnisse von thematischen Symposien, Studien und Informationen aus Architekturdatenbanken, diversen Zeitungsartikeln aus der Zeit der Entstehung, der nahen Vergangenheit und Gegenwart geben einen allgemeinen Tenor zum Gebäude wieder. Ebenfalls betrachtet wird die generelle Entstehung des Bautyps Hochhaus und die Bedeutung dieser Typologie im Verhältnis zu ihrer Umgebung.

### **2.3.2 Analyse Ort, Gebäude, BewohnerInnenstruktur**

Die Verortung im Stadtgefüge trägt wesentlich zum Verständnis eines Gebäudes bei. An ihr kann überprüft werden, wie sich ein Bauwerk in seine Umgebung eingliedert oder heraushebt. Bei der großen Geste eines Hochhauses in einer Stadt wie Graz stellt sich auch die Frage, in wie weit es gerechtfertigt ist, diesen baulichen Ansatz zu verfolgen. Eine Analyse der Typologie und ihrer gegenwärtigen baulichen Struktur lässt Aussagen über die getätigten Veränderungen und Adaptierungen im Haus zu. Mittels formal-ästhetischer Beschreibung findet eine Annäherung und Interpretation des Gebäudes statt. In ihr werden Baukörperkomposition, Gliederung, Proportion, Materialien, Farben, Gestaltungselemente, Licht und Raum betrachtet.

Um Aufschlüsse über die Eigentums-/Mietstruktur, die Anzahl der im Laufe der Zeit verkauften bzw. vererbten Wohnungen und deren jeweilige Größe zu erhalten, findet eine Analyse anhand eines aktuellen Grundbuchauszuges statt.

### **2.3.3 Systematische Beobachtung**

In einem ersten Schritt wird eine systematische Beobachtung der frei zugänglichen Innenbereiche (Eingangsbereich mit Klingeltableau und Stiegenhaus) vorgenommen. Ziel ist der Versuch, möglichst schnell viele Informationen über die BewohnerInnen zu generieren, ohne jedoch direkt mit Ihnen in Kontakt zu treten – außer, man trifft sie zufällig. Die Vorzonen der einzelnen Wohnungen werden auf ihre jeweiligen Attribute (Art der Türen, Türschilder, Aufkleber, Fußabstreifer, abgestellte Gegenstände, Dekor usw.) hin untersucht und systematisch als Fotodokumentation erfasst und anschließend diagrammatisch ausgewertet.

### 2.3.4 Qualitative Gespräche und Interviews

Der erste Zugang zum Forschungsfeld erfolgt über eine Bewohnerin, die seit längerer Zeit im Elisabethhochhaus lebt. Anhand eines informell geführten Gespräches werden primäre Informationen und Eindrücke über das Gebäude, seine BewohnerInnen und die Art des Zusammenlebens gesammelt. Der Zugang zu anderen im Haus lebenden Personen erleichterte sich dadurch.

Basierend auf diesen ersten Informationen, entwickelt sich ein Frageleitbogen für weitere Interviews. Dessen offene Gestaltung hat das Ziel, vorab noch nicht bekannte, aber möglicherweise relevante Informationen zu generieren.

Das BewohnerInnen im Elisabethhochhaus sind für die Untersuchungen in vier Gruppen (StudentInnen, Paare, Familien und Einzelpersonen) aufgeteilt. Um die bereits durchgeführte Recherche zu vertiefen, finden aufbauend drei teilstandardisierte Interviews mit je einer BewohnerInnengruppe statt. Das StudentInnen-Interview fand bereits zu Beginn der Untersuchung statt.

Im Elisabethhochhaus wohnen mehrere ArchitektInnen. Es ergibt sich daher die Möglichkeit, das Interview der Gruppierungen Paar und Familie mit einem ExpertInneninterview zu kombinieren. Das Interview mit der Gruppierung Einzelperson hat in diesem Fall einen besonderen Charakter, da die Bewohnerin seit der Fertigstellung des Elisabethhochhauses hier wohnt. In den Interviews wird neben Inhalten des Frageleitbogens auch Wert auf biografische Aspekte gelegt. Persönliche Veränderungen im Leben der BewohnerInnen werden so ebenfalls erfasst.

### 2.3.5 Zielvorstellung

Es wird versucht, ein ganzheitliches Bild des Elisabethhochhauses zu schaffen, das Zusammenhänge, Ursachen und Auswirkungen dechiffriert und jene >Qualitäten< offenlegt, die ein Gebäude zu einem >guten Bauwerk< machen. Um ein Verständnis dafür zu generieren, wie und wodurch sich subjektive und objektive Kriterien und Werte herausbilden, werden diese Prozesse der Wahrnehmung entsprechend betrachtet. Die Begriffe >Qualitäten<, >gut<, >gute Architektur< und >gutes Bauwerk< werden im folgenden Kapitel definiert.





Abb. 4 Elisabethstraße Richtung Westen (vorherige Seite)

### 3 Schlüsselbegriffe für ein >gutes Bauwerk<

Seit den Anfängen der Architekturtheorie bis in die Gegenwart wird über architektonische Qualität verhandelt. So unterschiedlich wie die Menschen selbst sind, so unterschiedlich ist auch ihr Zugang zu Architektur oder Gebäuden.

Im architektonischen Diskurs werden unterschiedlichste Formen von >Qualitäten< durch gleichermaßen viele Akteure be- und verhandelt. Der Begriff Qualität, abstammend vom lateinischen *qualitas*, beschreibt Beschaffenheit und Eigenschaften (Zustand) eines Objekts, Systems oder Prozesses; entweder neutral, objektiv oder als Ausdruck subjektiver Werte und Haltungen. In komplexen Diskussionsprozessen verhandeln ArchitektInnen, PlanerInnen, Bauherrn, PolitikerInnen, NutzerInnen, WirtschaftlerInnen, KritikerInnen, Medienschaffende und Laien, kurz gesagt die Gesellschaft, welche >Qualitäten< in einem Bauwerk vorhanden sind. Bevor nun Gebäude ganz konkret Form annehmen, haben bereits eine Vielzahl von Vorarbeiten stattgefunden. Sie alle nehmen Einfluss auf deren Architektur. Einer Aufgaben- oder Fragestellung stehen daher naturgemäß immer eine Vielzahl von Lösungs- oder Antwortmöglichkeiten gegenüber.

*Dementsprechend gibt es auch sehr viele unterschiedliche Meinungen und Auffassungen darüber, was ein >gutes Bauwerk< ausmacht, und welche >Qualitäten< dort hin führen.*

### 3.1 >Qualitäten<

>Qualität< in Architektur steht immer für eine oder mehrere als positiv betrachtete Eigenschaft(en) und deren positive Folgen. Eine konkrete Qualität hat immer mehrere Auswirkungen. Ermöglichen stimmige Proportionen eines Innenraumes unterschiedliche Varianten in seiner Möblierung, dann hat dieser eine >Qualität in der Nutzung<. Gleichzeitig können die guten Proportionen auch die >Qualität eines eleganten Raumvolumens< haben und so zu einer angenehmen >Aufenthaltsqualität< führen.

Wird die räumliche, haptische oder sinnliche Qualität besprochen, sind ArchitektInnen nicht selten dabei anzutreffen, wie sie im Vorbeigehen die Hand über eine Wand streichen lassen, um deren Materialität zu erfassen.

In Bezug auf den Ort sind städtebauliche Qualitäten, wie beispielsweise die Einbindung oder das Herausstechen eines Gebäudes aus seinem Kontext, ein Thema. Hat ein neues Gebäude die Qualitäten, ein Stadtviertel zu beleben? In der Nutzung eines Bauwerks prüfen Personen, die sich darin aufhalten oder wohnen, durch ihr Verhalten funktionale Qualitäten, oder erkennen das Fehlen dieser. Genauso schätzen sie die Qualitäten siedlungs- oder hausinterner Grün- und Gemeinschaftsflächen. Gleichermaßen könnten sie sich auch über die Qualität der kurzen Wegen aufgrund der guten Lage in der Stadt freuen. Für die Errichtenden hingegen nehmen vielleicht quantitative Faktoren wie Herstellungs-, Betriebskosten oder Vermietbarkeit eine gewichtigere Rolle ein. Bleiben dadurch die Miet- oder Kaufpreise auf leistbarem Niveau, kann das ebenfalls eine Qualität sein. In welcher Form diese >Qualitäten< in einem Bauwerk zusammengeführt werden und Ausdruck finden, kann daher sehr unterschiedlich sein.

Neben diesen Auswirkungen einer konkreten Entscheidung kann der Begriff der >Qualität< aber auch als eine Art deskriptiver Platzhalter für das tatsächlich oder momentan Unbeschreibbare, aber positiv Wahrgenommene an einem Bauwerk, oder einzelnen Aspekten davon, dienen. Manchmal können die Auswirkungen einer konkreten Entscheidung nicht direkt benannt werden, obwohl sie vielleicht bereits indirekt erfasst werden. Etwas in uns oder aus unserer Erfahrung heraus spricht nun etwas Unbekanntem bereits eine >Qualität< zu, ohne dass wir sie vielleicht benennen können. Intuitiv werden so manchmal einem Gebäude >Qualitäten< zugesprochen, ohne die Gründe dafür zu kennen.

Es gibt für diese Arbeit, wie bereits im Vorwort erwähnt, eine Art initialen Moment der das Interesse am Elisabethhochhaus weckte, und dessen Ursachen aber zuerst nicht erklär- oder benennbar waren. Christophe Van Gerreway nennt es „something that wants to be understood but that, at the same time, resists immediate understanding“.<sup>1</sup>

Es gibt einerseits Qualitäten die in ihrer Formen greif- und somit begreifbar sind und andererseits jene Qualitäten, die lediglich umschreibbar und daher schwieriger zu fassen sind. Die Greifbaren sind jene, die handhabbar sind. Soll ein Haus zum Wohnen gebaut werden, so sind Ausgangslage und Bedingungen dieser Aufgabe erfassbar und früher oder später wird auch klar sein, welche Qualitäten erforderlich sein werden. Der Ort, das Grundstück, die Bauherrn, die rechtlichen Rahmenbedingungen, das Budget und die Nutzung bilden in irgendeiner Form, festgehalten als die funktionalen Anforderungen, den ersten Teil der Basis für eine zukünftige architektonische Aufgabe.

Die umschreibbaren Qualitäten hingegen, betreffen die Vorstellungen vom Wohnen, als ein Ideal an sich. Meist schwerer zu benennen, weniger zu greifen und versteckter, umschreiben sie als zweiten Teil der Basis eine Art fiktives Bild der Vorstellung über das Wohnen.

Formen beider Qualitäten sind in jedem Bauwerk vorhanden. Liegt der Fokus primär auf der Abarbeitung der funktionalen Anforderungen, führt das ebenso zu einem Bauwerk. Für Elisabeth Ronner ist das nicht ausreichend, denn „The idea that composition, detail, light incidence, and so forth, raise the quality of the edifice to the level of *good* architecture is not sufficient.“<sup>2</sup>

Wird hingegen zusätzlich den umschreibbaren Qualitäten an oder in einem Bauwerk, in welcher Form auch immer, Platz eingeräumt, dann führt es dazu, dass ein Gebäude weit mehr sein wird, als nur seine Hülle oder Funktion. Denn wie Andrew Leach schreibt „beyond those matters of functionality and finish that too easily distract us from the bigger picture, which good architecture, the best works (whatever that might mean), keep keenly in view.“<sup>3</sup>

An der Vermittlung einer konträren Vorstellung was als Qualität in dieser Arbeit verstanden wird, versuchen sich Georg und Dorothea Franck in ihrer Publikation *Architektonische Qualität*. Für sie gibt es strenge Kriterien, die die Qualität eines Gebäudes ausmachen, denn

1 Van Gerreway 2013, 16.

2 Ronner 2013, 44.

3 Leach 2013, 34.

gebaut wird nicht für eine Saison, sondern für Jahrzehnte. Grundlegend ist eine Kenntnis der kanonischen Qualität, welche sich in einem *evolutionären Prozess* herausdestilliert und sich so der Beliebigkeit, dem größten Feind der Qualität, entledigt.<sup>4</sup> Im Rahmen ihrer Abhandlung versuchen die Autoren den unter Umständen Jahrzehnte lang dauernden Prozess zwischen Entstehung und Aufstieg eines Werkes zum Klassiker zu analysieren. Während dieses Vorganges werden für sie jene Qualitäten offen gelegt, die ein Gebäude dazu befähigen, auch nach den Jahren der Klärung und entschwendener Aktualität zu bleiben, auch wenn der Neuigkeitswert verbraucht ist. Am Ende dieses Vorganges entscheidet sich, ob es in den Kanon der Klassiker aufgenommen wird, oder eben nicht. Selbst dort ist dem Werk sein Platz nicht sicher, da diese Sammlung ständig neu aufgestellt und überprüft wird.<sup>5</sup> Handelt es sich bei diesen Klassikern um in sich abgeschlossene, fertige und nunmehr unantastbare Werke? Als eine Art Vorbild, die in mimetischer Weise nur mehr nachgeahmt werden müssten, um so die Qualität der architektonischen Gesamtproduktion zu heben?<sup>6</sup> Ein Bauwerk der funktionalistischen Moderne, zu der das Elisabethhochhaus zählt, hat in diesem Meister-Schüler Verständnis von architektonischer Qualität keinen Platz. Es wäre in diesem evolutionären Prozess durchgefallen.

Dieser eingeschränkten Auffassung von einer singulären Vorstellung von Qualität, steht daher ein pluraler Begriff der >Qualitäten< gegenüber, der auch dieser Arbeit zu Grunde liegt. Ein Gebäude, einmal gesetzt, als abgeschlossen und fertig zu betrachten, das kein daran Weiterbauen zu ließe, würde entweder Stillstand oder Abriss bedeuten.

Entgegen der Definition ihrer Vorstellungen von architektonischer Qualität, ist der betrachtete Prozess einer langfristigen Abklärung von etwas Neuem bis hin zu einer Alltäglichkeit für diese Arbeit von Interesse. Während dieser Zeit der Rezeption und Benutzung, verändern sich die lebensweltlichen Verhältnisse der Menschen. Wie sich ein Gebäude dazu parallel weiter und mit entwickelt, kann durch diese längere Betrachtungsweise gut beurteilt werden.

Mit dem Bau des Elisabethhochhauses legten die Beteiligten durch Ihre Entscheidungen und Handlungen die grundlegende Struktur des Gebäudes fest. Im Rahmen ihrer Vorstellungen und Möglichkeiten entstand so das Haus in seiner ursprünglichen Form mit seinen >Qualitäten<. Von den BewohnerInnen genutzt, adaptiert und so weiterentwickelt, hat es sich im Laufe der Zeit gewandelt. In der retrospektiven Betrachtung des Elisabethhochhaus

4 Vgl. Franck 2008, 44-46.

5 Vgl. Franck 2008, 14.

6 Vgl. Franck 2008, 195.

werden beispielhaft drei verschiedene Qualitäten über einen längeren Zeitraum analysiert und deren Auswirkungen untersucht.

Dieser Arbeit liegt folglich ein offenes Verständnis des Begriffes der >Qualitäten< zu Grunde, der neben den Eigenschaften die er mit sich bringt, auch deren Auswirkungen und Veränderungen über einen längeren Zeitraum betrachtet.

Bereits an diesen wenigen beispielhaften Punkten wird klar, dass Architektur ein sehr vielschichtiges System mit einer großen Anzahl an Einflussfaktoren ist. Sie ist zwar in ihrer Gesamtheit aus gegenwärtigen und historischen Gebäuden, Entwürfen, Ansichten und Vorstellungen komplex. Das sollte uns aber nicht davon abhalten, darüber zu diskutieren, auch wenn es als schwierig oder unmöglich erscheint, einen gemeinsamen Nenner zu finden.<sup>7</sup>

7 Vgl. Van Gerrewey/Patteeuw/Teerds 2013, 5.

### 3.2 Bedeutung von >gut<

Die Festlegung des >Guten< stand und steht noch immer mit der Form der Herrschaft in Verbindung. Demokratisch, absolut oder religiös dominierte Gesellschaften finden ihren jeweils unterschiedlichen Ausdruck oder ihre Definition dafür. Unsere Städte sind naturgemäß zum großen Teil eine Sammlung von Bauwerken der Vergangenheit. Zum Zeitpunkt ihrer Entstehung sind die Gebäude meistens inhaltlich und ideologisch anders besetzt, als sie es heute sind. Der Sitz eines absoluten Herrschers, sein Schloss, war Ausdruck von absoluter Macht. Seiner Repräsentation dienlich war dieses Bauwerk „gut“. Andererseits lebte zur gleichen Zeit große Teile der Bevölkerung in bitterer Armut. Für diese Menschen symbolisierte das Schloss absolute Verschwendung und Unterdrückung – also „nicht gut“. Heute betrachten wir es mit Wissen der Geschichte unter Umständen „nur mehr“ als ein formvollendetes Bauwerk seiner Zeit. Der ursprüngliche Geist ist verschwunden, das Gebäude an sich ist jedoch nach wie vor vorhanden. Es ist nun „gut“ in einer anderen Form und wird anders genützt. „Denn letztlich verdanken wir unsere architektonische und städtebauliche Kultur zu einem großen Teil nur dem Umstand, dass Gebäude die ideologischen Dogmen ihrer Erbauer glücklicherweise oft genug überleben“ und nur deshalb gegenwärtig noch hier sind, „weil sie ideologisch (und meistens auch funktionell) von Zeit zu Zeit immer wieder neu programmiert wurden.“<sup>8</sup> Ähnliches kann man über andere Gebäude oder über ganze Stadtviertel sagen. In den Häusern der gehobenen Gründerzeit wohnen heute nicht mehr nur bürgerliche Mittel- und Oberschichten, für die sie einst gebaut worden sind und ehemalige Arbeiterviertel können mittlerweile gesuchte Wohngebiete einer besser verdienenden Bevölkerungsschicht sein. Diese Vorgänge verdeutlichen, dass die Ansichten der Gesellschaft einer schnelleren Veränderung unterworfen sind. Ein Gebäude dagegen ist die momentane bauliche Manifestation eines gesellschaftlichen Ist-Zustandes, bleibt in dieser Form viel länger bestehen, während sich die Gesellschaft und deren ideologische Einstellung schon wieder gewandelt hat.

So gesehen ist das Bauen niemals eine rein technische oder künstlerische Disziplin, sondern ist immer mehr als das. Pier Vittorio Aureli meint dazu folgendes: „From Vitruvius’ *De Architectura* to Alberti’s *De re Aedificatoria*, from Serlio’s sixth book (on habitations) to Le Corbusier’s *Vers une Architecture*, the very concept of building has been defined not just as an artistic or technical expertise, but as a projection of moral and ideological values, whose goal is the forming of a ‘good’ (that is, docile) subject.“<sup>9</sup>

8 Ruby 2012, 72.

9 Aureli 2013, 8.

Durch das Bauen wird diese Beziehung der Gesellschaft zu Architektur erst sichtbar. Das momentan als >gut< Verstandene ist in ihr materialisiert. Der Bedeutung wird baulicher Ausdruck verliehen. Diese Verbindung emanzipiert sich mit der Zeit und die Gebäude werden eigenständiger und autonomer gegenüber der Gesellschaft. „Doch wer bestimmt, was Qualität ist? Insofern jedes Urteil über den Urteilenden mindestens ebenso viel aussagt wie über das Beurteilte“ fragten sich Ilka & Andreas Ruby.<sup>10</sup>

Der Begriff >gut< steht in dieser Arbeit für ein offenes, sich ständig änderndes Gefüge von Wertvorstellungen. Entsteht ein Bauwerk, manifestiert es sich dort als eine Art Standbild seiner Zeit. Nunmehr konkret analysierbar, kann dieses Gefüge mit seinen möglichen Bedeutungen, Auswirkungen und Veränderungen sehr gut betrachtet werden.

10 Ruby 2012, 72.

### 3.3 >gute Architektur< versus >gutes Bauwerk<

Die Ausgabe #90 des Journal for Architecture *OASE* widmet sich 2013 der Frage „What is good architecture?“. Die RedakteurInnen Christopher Van Gerrewey, Véronique Patteeuw und Hans Teerds stellen sie mit folgender Anleitung an fast vierzig ArchitektInnen, KritikerInnen, HistorikerInnen und TheoretikerInnen:

„Explain from a personal position how to define good architecture. You can take inspiration for this position from your own work, the work of a colleague, a historical figure, etcetera. The aim of this issue is in fact to present a range of verbal definitions of good architecture and to represent positions clearly. We would therefore like specifications to be given in general terms. In order to avoid the issue turning into a catalogue of good architecture projects, images, oeuvres, we ask that you name no specific architects, architecture projects or buildings.“<sup>11</sup>

Vierzehn der Eingeladenen sind bereit, eine Antwort darauf zu geben, und beleuchten unterschiedlichste Aspekte von >guter Architektur<. Diese reichen dabei von räumlichen, materiellen, atmosphärischen, politischen, sozialen bis hin zu poetischen Ansätzen. Es zeichnet sich deutlich ab, dass Ansichten und Zugänge sehr heterogen, subjektiv und je nach Aufgabe oder Person unterschiedlich gewichtet sind. Gemeinsam haben sie aber, unabhängig von inhaltlicher Aussage, Vorgänge von Bewertungen und Gewichtung einzelner Aspekte/ Begriffe, die Nennung von >Qualitäten<, die für sie zu >guter Architektur< führen und daher essentiell dafür sind. Die RedakteurInnen fassen dies folgendermaßen zusammen: „In that sense this issue of *OASE* is a banquet in which everyone picks something entirely different from the menu in a well-reasoned and explicit way—and in the process keeps the party of architecture going.“<sup>12</sup> >Gute Architektur< ist folglich mehr als gedanklicher Überbau, als Möglichkeitsraum zu betrachten.

Andrew Leach stellt fest, dass Architektur als weites Betätigungsfeld mit vielen Einflussbereichen begrifflich nicht exakt definierbar ist. >Gute Architektur< ist somit ebenso wenig exakt definierbar.<sup>13</sup> Kersten Geers legt mit seiner Aussage „Good architecture is a good project“<sup>14</sup> den Fokus auf etwas Konkretes, Realisiertes und unter Umständen

11 Van Gerrewey/Patteeuw/Teerds 2013, 5-6.

12 Van Gerrewey/Patteeuw/Teerds 2013, 6.

13 Vgl. Leach 2013, 31.

14 Geers 2013, 15.

Gebautes. Für Bob Van Reeth sind >gute Bauwerke< „straightforward. They are generous.“<sup>15</sup> Ähnlich sieht es Christoph van Gerrewey mit „there is no good architecture—there are only good buildings, designs, proposals, projects and operations.“<sup>16</sup> Elsbeth Ronner schreibt „good architecture can take many forms, without there being general agreement among architects, critics and the public about the substance of what ‘good’ is.“<sup>17</sup>

Ein >gutes Bauwerk< ist jedenfalls mehr als seine Hülle, seine formale Gestaltung oder Funktion, „more as the container for what ‘s inside“.<sup>18</sup>

Die Frage, was nun ein >gutes Bauwerk< sein kann, muss folglich eine mehr als zentrale und grundlegende Position im gegenwärtigen architektonischen Diskurs einnehmen. Bei jedem Entwurf, in jeder Ausführung, in jedem Gespräch darüber treffen eine Vielzahl an Entscheidungen unterschiedlichster Personen für oder gegen einzelne >Qualitäten< aufeinander. Was schlussendlich unter einem >guten Bauwerk< verstanden wird, ist folglich in ständiger Verhandlung und jedenfalls mehr als seine äußere, formale Erscheinung. Möglicherweise ist >gute Architektur< auch nur ein Teilaspekt eines >guten Bauwerks<.

*Das Erkennen der einzelnen >Qualitäten<, die ein >gutes Bauwerk< ausmachen können, ist somit ein primäres Anliegen dieser Arbeit, da Architektur eine ungemein qualitative Disziplin ist.*

15 Van Reeth 2014, 42.

16 Van Gerrewey 2013, 17.

17 Ronner 2013, 44.

18 Ronner 2013, 44.

### 3.4 Warum ein Bauwerk längerfristig betrachten?

Eine bauliche Manifestation prägt durch deren Präsenz die Umwelt des Menschen über einen sehr langen Zeitraum. Ein Gebäude, unabhängig von der architektonischen Qualität, bleibt unter Umständen sehr lange existent, wird von verschiedensten Menschen auf unterschiedlichste Art und Weise genutzt und kann im Fall der Fälle nur mit viel Aufwand abgetragen und entsorgt werden. Großer Aufwand an Material, Zeit und Geld erfordern daher eine bewusste Herangehensweise in der Herstellung von neuer Architektur. Gleiches gilt für den Umgang mit vorhandener Bausubstanz. Das Gebaute ist nie ein rein subjektiver oder gar privater Akt, im Gegenteil, er ist absolut öffentlich und wie Bob Van Reeth schreibt, ein städtischer Akt: „Architecture is an urban task—always. Even when dealing with a site that is not part of a city, there is always the reference to the city, and it is always a design on the city. The own nature of architecture is collective, is CITY.“<sup>19</sup> Es ist daher notwendig, gut zu überlegen und darüber zu diskutieren, in welcher Form diesem Raum Teile hinzugefügt bzw. weggenommen werden oder es unter Umständen besser ist, ihn so zu belassen, wie er ist.

Wie ein Gebäude, unabhängig seiner Entstehungszeit, betrachtet, wahrgenommen und beurteilt wird, hängt von unterschiedlichen Faktoren ab. Zum Zeitpunkt der Entstehung eines Bauwerkes, wenn dieses neu ist, wird es meist anders wahrgenommen als nach zehn, zwanzig, dreißig oder hundert Jahren. Parallel dazu ändern sich die Anforderungen an die Nutzung und die Wünsche und Vorstellungen der Gesellschaft.

Der geistige Inhalt, mit dem es einst errichtet wurde, entwich, und das Gebäude kann in der Folge auch anders genutzt werden. Gleiches wird mit jenen Gebäuden passieren, die wir gegenwärtig errichten. Bisherige Beurteilungen, wie z.B. das Alte gegen das Neue, ist in einer sich schnell wandelnden Gesellschaft nicht mehr zeitgemäß und muss zu Gunsten einer anderen, notwendigerweise komplexeren Beurteilung aufgegeben werden.

Im dualen Prinzip der Beurteilung wird das Alte zuerst vom Neuen verdrängt und taucht meist einige Zeit später wieder auf. „So sah die Renaissance auf die Kunst der Gotik geringschätzig herab“ und „erst nachfolgende Generationen wussten diese Kulturleistungen wieder zuschätzen.“<sup>20</sup> Heute käme niemand mehr auf die Idee, Bauwerken dieser Zeit ihren berechtigten Platz in der Baukunst streitig zu machen. Mit diesem Wissen müssen auch Gebäude der jüngere Vergangenheit, zu der ganz klar die Nachkriegsmoderne zählt, betrachtet werden, unabhängig davon ob man sie nun persönlich schätzt oder nicht.

19 Van Reeth 2014, 43.

20 Ruby 2012, 72.

„Wenn wir einer Architektur keinen Wert beimessen können, legitimiert uns das keineswegs, ihr jegliches Existenzrecht abzuerkennen.“<sup>21</sup>

Es gibt aus jeder Zeit Bauwerke, unabhängig des Alters, die entweder ihre ursprüngliche Funktion in der Gegenwart gut erfüllen, deren formale Gestaltung nach wie vor ansprechend ist, und die ohne Probleme neue Aufgaben bewältigen können. Diese >Qualitäten< und jene die das Potential dazu haben, sich zu solchen zu entwickeln, können in einer längerfristigen Betrachtung sichtbar gemacht werden. Unter diesen Gesichtspunkten wird auch das Elisabethhochhaus betrachtet denn „Architecture does not pass in time, time passes in architecture.“<sup>22</sup>

Dazu wird in den beiden folgenden Exkursen kurz und beispielhaft erläutert, wie lange Prozesse in Architektur dauern, bis Auswirkungen sichtbar werden, und wie wir Gebäude wahrnehmen und beurteilen.

### 3.4.1 Exkurs: Zur Dauer von Entwicklungsprozessen

Entscheidungen, Prozesse und deren Auswirkungen sind in der Architektur oft nach mehreren Jahren ersichtlich und überprüfbar. Sie halten viel später bewusst Einzug in das kollektive Gedächtnis von ihr. Mark Wigley beschreibt dies treffend in einem Vortrag, abgehalten 2009 im Rahmen des Symposiums „Die zweite und dritte Haut – Architektur und Mode“, anhand der Absorbierung der Stahl-Glas-Bauweise in die Architektur der klassischen Moderne.

Die Industrialisierung beginnt im 18. Jahrhundert. Bezogen auf die Stahl-Glas Produktion zieht sie im Laufe des 19. Jahrhunderts mit dem 1851 entstandenen Crystal Palace von Joseph Paxton ins Alltagsleben ein. Circa siebzig Jahre später, im 20. Jahrhundert, absorbiert die Architektur der klassischen Moderne diese Technologie und entwickelt eine eigenständige Sprache dafür; die Stahl-Glas-Fassade. Erstmals 1911 am Fagus-Werk von Walter Gropius und Adolf Meyer verbaut, kommt eine damals bereits ca. 160 Jahre alte Technologie im kollektiven Gedächtnis der Architektur an.<sup>23</sup>

21 Ruby 2012, 72.

22 Van Reeth 2014, 42.

23 Vgl. Wigley 2009, Vortrag

Diesen langfristigen Prozessen ist auch der plurale Zugang zu dieser Arbeit geschuldet. Um zu verstehen und zu erkennen, warum ein Gebäude so ist, wie es ist, wird das Elisabethhochhaus über einen längeren Zeitraum beobachtet und analysiert. Es hat auf Grund seines Alters Phasen von Entwurf, Herstellung, mehrfacher Rezeption, Bewertung und Verwendung bereits hinter sich – es ist nicht mehr neu. Durch Erkenntnisse aus Nachdenken, Bewohnen, Benutzen, Begehen, Betrachten, Verstehen und Besprechen ergibt sich ein vielschichtiges Bild.

Diese aktiven Umbrüche von Mensch und Haus zeigen auf, wie sich die Struktur der BewohnerInnen verändert, und wie die Organisation der Wohnungen darauf reagiert hat. Es können jene aufgewendeten Energien der Menschen gesammelt werden, die ein Gebäude aktiv benutzen. Schließlich sind sie es, die direkt Aufschluss über gelungene architektonische oder funktionale Lösungen geben. „It is people themselves who, in order to inhabit a place, produce it the way they know how. In this it is a palimpsest, a memorial accumulation of lifestyles and know-hows tested by social reality“<sup>24</sup>, schreibt Patrick Bouchain.

24 Bouchain 2013, 10.

### 3.4.2 Exkurs: Funktionsweisen der Wahrnehmung

Obwohl Architekturschaffen eine sehr visuell agierende Disziplin ist, geht es nicht nur um die Gestaltung und Beurteilung einer Hülle, wie sie vielleicht in einer primären Rezeption stattfindet. Wird über >gute Bauwerke< gesprochen, geht es meistens darum, direkt oder indirekt ein Urteil darüber zu treffen. Es fallen Aussagen, wie dieses oder jenes gefällt, ist schön oder hässlich, modern oder altbacken, kitschig, großzügig, sparsam, teuer, billig, funktional, aufdringlich oder einfach, gut oder schlecht. Geurteilt wird von Fachleuten, KritikerInnen, JournalistInnen, BenutzerInnen, Laien und PolitikerInnen gleichermaßen; größtenteils über jene Teile von Bauwerken, die unmittelbar erfassbar sind. Es sind dies die Gebäudehülle, die Wechselwirkungen mit dem Ort, an dem es steht, und je nach Öffentlichkeitsgrad die Funktion, die es beinhaltet. Die Urteile können auf konkreten Erfahrungen basieren oder intuitiv getroffen werden.

Der Prozess der Formwerdung mit allen seinen beteiligten Personen, die Umstände, die überhaupt zur Entstehung eines Gebäudes beigetragen haben, können naturgemäß nicht allgemein bekannt sein. Architektur ist mehr als ihre Hülle. Christian Norberg-Schulz schreibt in seinem Buch *Logik der Baukunst* unter Einbeziehung des dänischen Philosophen Jørgen Jørgensen folgendes: „Normalerweise beurteilen und handeln wir auf Grund einiger repräsentierender Phänomene, das heißt, wir haben eine unvollständige und oberflächliche Idee von der Gegenstandswelt.“<sup>25</sup> Somit gibt es oftmals große Wissenslücken zwischen den Beteiligten. Pauschalisierende Aussagen wie, gefällt – gefällt nicht, schön – hässlich, sind zu wenig.

Es gibt eine Vielzahl an Wahrnehmungen, die wir begreifen und beurteilen müssen, um Entschlüsse zu fassen. Diese Entschlüsse werden täglich in unserem Alltagsleben unterbewusst oder im Unterbewusstsein getroffen, um richtig zu handeln. Wenn jedoch die Probleme etwas undurchsichtiger werden, besteht die Gefahr, dass wir uns täuschen. „Wir müssen aber die Wahrnehmung als einen unzuverlässigen [aber unverzichtbaren – Anm. d. Verf.] Gehilfen betrachten, der uns keine objektive und einfache Welt vermittelt“<sup>26</sup>, schreibt Norberg-Schulz. Er definiert ferner, dass die Gegenstände existieren, und durch Phänomene, deren Eigenschaften teilweise bekannt oder verborgen sind, repräsentiert und untereinander verbunden werden. Diese Verbindung definiert Norberg-Schulz mit den Worten Ursache und Wirkung, Bedeutung und Ordnung. Phänomene sind Eigenschaften, die nicht mit dem Gegenstand ident sind, aber trotzdem zu ihm gehören. Die wahrnehmenden Sinne

25 Norberg-Schulz 1980, 25.

26 Norberg-Schulz 1980, 24.

gehören nicht alleine zu einem Menschen, sondern ebenso zu einem Gegenstand, sind dessen Facetten. Sie sind ein Teil seiner Eigenschaften.<sup>27</sup>

Es bedeutet, dass der tiefere Inhalt eines Gegenstandes es notwendig macht, die visuellen Codes zu dechiffrieren, die Oberfläche zu durchdringen und das Bild in seinen Schichtungen freizulegen, um eine genauere Kenntnis dessen zu erlangen. Es ist notwendig, ein Verständnis für ein Gebäude zu entwickeln und möglichst viele Aspekte von ihm zu kennen, um darüber urteilen zu können. Ein Urteil auf den ersten Blick ist nicht ausreichend.

27 Vgl. Norberg-Schulz 1980, 23-34.

## 3.5 Übergeordnete Relevanz der Fragestellung

### 3.5.1 Gesellschaftliche Entwicklung

Immer mehr Menschen müssen in Städten und ihren angrenzenden Ballungsräumen leben und arbeiten. Der konstante Bevölkerungszuzug führt zu einem erhöhten Bedarf an Wohnraum. In manchen Städten wird bereits von Wohnungsnot gesprochen, da leistbarer Wohnraum knapp wird oder ist. Die letzte globale Wirtschaftskrise mit ihrem Höhepunkt im Jahr 2008 hat große Auswirkungen auf die Architektur und Bauwirtschaft. Sie führt einerseits dazu, dass Immobilien als Anlageform seither stark gefragt sind, und es eine rege Neubautätigkeit, vor allem am freien Markt, gibt. Investoren legen in der Regel Wert auf maximale Renditen, und nicht auf architektonische Qualitäten. Andererseits gibt die Krise auch Anlass, die bisherige architektonische Produktion zu überdenken. Entgegen den ökonomisch prosperierenden letzten Jahrzehnten, in denen unterschiedlichste Meinungen aufgetragen worden sind, widmet sich der Diskurs nun vermehrt auch anderen Themen. Was sind die Fragen der Zukunft in einer Zeit mit knapper werdenden Ressourcen, knapperen Budgets und daraus resultierenden, neuen Formen des Zusammenlebens, Arbeitens und Handelns in einer zunehmend individuelleren Gesellschaft? Neben der Neubautätigkeit ist der Umgang mit baulichem Leerstand und zukünftig zu sanierender Bausubstanz ein wichtiges Thema.<sup>28</sup> Ein großer Bestand dieser Kategorie sind Bauten der Nachkriegsmoderne, welche schnell und günstig errichtet werden mussten, um den großen Wohnungsbedarf dieser Zeit zu decken. Dazu gehört, trotz der späten Fertigstellung 1967, auch das Elisabethhochhaus in Graz.

### 3.5.2 Warum die Nachkriegsmoderne von Interesse ist

Symposien wie die *Wohnbaubiennale 2013* mit dem Titel *Wohnen in der Ersatzmoderne* an der TU Wien oder *Baukultur der Nachkriegsmoderne* an der Hochschule für Technik, 2014 in Stuttgart, thematisieren in letzter Zeit die Herausforderungen einer Umnutzung, Erneuerung oder dem Abbruch und die polarisierenden städtebaulichen Gestaltungsprinzipien.<sup>29</sup>

In Bauten der Nachkriegsmoderne stehen gut natürlich belichtete und belüftete Wohnungen mit meist wohnungszugeordneten Freibereichen, einer oftmals mangelnden Qualität der Baumaterialien und sparsamen Ausführung gegenüber, die dazu geführt haben, dass es

28 Vgl. Tajeri 2016, 18-20.

29 Vgl. Korbelt 2014, Lorbeck 2013.

bereits nach relativ kurzen Zeiträumen zu den ersten Sanierungen, vor allem haustechnischer und thermischer Art, kommt. Dementsprechend finden wir heute eine Vielzahl an Bauten, deren >Qualitäten< nicht herausgearbeitet, sondern eher überklebt sind. Ein Großteil dieser Bausubstanz wird in näherer Zukunft als Sanierungsfall auf die ArchitektInnen zukommen. In welcher Form konkret Eingriffe in Wohnbauten der Nachkriegsmoderne stattfinden können, untersucht die von Walter Nägeli und Niloufar Tajeri herausgegebene Publikation *Kleine Eingriffe. Neues Wohnen im Bestand der Nachkriegsmoderne*. Ausgehend von der Einschränkung der funktionalen und nutzungszugeordneten Organisation dieser Bauten wird untersucht, wie mit dieser „räumlichen Fessel“ planerisch umgegangen werden kann, um Wohnungen an gegenwärtige, plurale Ansprüche im Wohnen zu adaptieren. Auf drei Maßstabsebenen, jener der Stadt, des Gebäudes und der Wohnung „hat sich herausgeschält, was die *Kleinen Eingriffe* sind: nämlich aus der spezifischen Analyse sowohl der Bewohnerschaft/Belegung als auch des Bestandes/Typologie abgeleitete Maßnahmen.“<sup>30</sup> Der gewählte Methodenmix für diese Arbeit, die längerfristige Betrachtung des Elisabethhochhauses, basiert auf den gleichen Prinzipien wie die des Kleinen Eingriffes: „Respekt vor dem Vorhandenen zeigen, analysieren, Qualitäten erkennen und herausarbeiten, aus einem fundierten Verständnis heraus wirkungsvoll verändern und dabei Beschränkungen überwinden.“<sup>31</sup>

In Städten, wie z.B. Berlin, erleben die Bauten der Nachkriegsmoderne wie Großsiedlungen, Wohnkomplexe und auch die Hochhäuser, heute eine Art Revival. Lange Zeit waren diese Bauten als Ort zum Wohnen wenig beliebt. Es gibt zahlreiche ArchitektInnen und diverse Online-Plattformen, die sich mit dem Thema beschäftigen und ihre Umbauten einer breiten Öffentlichkeit präsentieren.<sup>32</sup>

Eine vor wenigen Jahren ausgeführte, beispielhafte Sanierung und Adaptierung dieser Art ist der von Raymond Lopez entworfene *Tour Bois le Prêtre* an der Pariser Banlieue, den die französischen Architekten Frédéric Druot, Anne Lacaton & Jean-Philippe Vassal bearbeiteten. Der ehemalige Vorzeigebau der Moderne kann 1961 bezogen werden. Das in die Jahre gekommene Gebäude, das in den 1980er Jahren einer haustechnischen Sanierung unterzogen worden ist, wurde nach einem Wettbewerb im Jahre 2006 zwischen 2007 und 2011 unter Beteiligung der Nutzer umgebaut und erweitert.<sup>33</sup>

30 Nägeli 2016, 8.

31 Nägeli 2016, 8.

32 Vgl. Püschel.

33 Vgl. Ruby/Schmal 2012.

Ebenso die von Michael Braum und Christian Welzbacher herausgegebene Publikation *Nachkriegsmoderne in Deutschland. Eine Epoche weiterdenken* propagiert einen angemessenen Umgang mit den Projekten, um über die Besonderheiten und Qualitäten, aber auch über Defizite nachzudenken.

Für die Untersuchungen des Elisabethhochhaus und weitere Untersuchungen dieser Art in der Arbeit „gilt es, sehr genau hinzusehen, um dabei festzustellen, dass auch die Nachkriegsmoderne über [...] Qualitäten verfügt, die sie – und nur sie alleine – auszeichnen.“<sup>34</sup>

Die Architekten der Nachkriegszeit sehen das Wohnhochhaus in Kombination mit einem Flachbau als eine gute Möglichkeit an, der gravierenden Wohnungsnot eine entsprechende Lösung entgegen zu setzen. Den Tenor der damaligen Zeit gibt beispielsweise die von Radoslav Kovacevic 1950 an der TU Graz erstellte Dissertation mit dem Thema *Hochhaus als Wohnform – Studie über die Probleme des zukünftigen Wohnens* wieder. Unter Bezugnahme auf weltanschauliche, kunstgeschichtliche, soziale, städtebauliche, wohntechnische und wirtschaftliche Grundlagen wird in dieser Arbeit diskutiert, welche Form des zukünftigen Wohnens den Bedürfnissen des modernen Menschen Rechnung trägt. In all diesen Punkten erkennt Kovacevic das Wohnhochhaus als zeitgemäße und beste Lösung an.<sup>35</sup>

„Für Graz markierte Kovacevics Studie eine Position, die der Haltung des *Vereins für Heimatschutz (Heimatspflege)* diametral gegenüber stand.“<sup>36</sup> Der Verein selbst sieht jede Form der Neuerung, sowohl den gründerzeitlichen Kolonialstil als auch das Hochhaus im Besonderen, als einen Angriff auf die regionale Baukultur und das Wohnen. Antje Senarclens de Grancy widmet sich in der vom Institut für Architekturtheorie, Kunst- und Kulturwissenschaften der Technischen Universität Graz herausgegebenen *architektur + analyse Reihe, 4. Band* diesem Verein. Ulrich Tragatschnigs Beitrag in dieser Publikation „*Von Euphorie zu Psychose. Hochhaus und Heimatschutz*“ thematisiert die Rolle des Vereins für Heimatschutz in Bezug auf Hochhäuser und den Stimmungen/Diskussionen, die damals rund um die Planungs- und Bauarbeiten des Elisabethhochhauses und anderer Hochhäuser geherrscht haben.

34 Braum 2009, 7.

35 Vgl. Kovacevic 1950, 1-3.

36 Tragatschnig 2014, 177.

Heute, im 21. Jahrhundert, führt der hohe Zuzug in die Städte, der daraus resultierende Wohnbedarf und die notwendige Nachverdichtung von diesen, erneut dazu, dass das Wohnhochhaus wieder als mögliche Lösungsform in Betracht gezogen wird. Eine Studie mit dem Titel *Wohnen und Wohnqualität in Wiener Wohnhochhäusern* ist 2014 an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Universität Wien im Auftrag der Magistratsabteilung 50 (Wohnbauforschung) durchgeführt und publiziert worden.<sup>37</sup> Abgesehen von den städtebaulichen/gebäudetechnischen Aspekten und der Wohnzufriedenheit, fand jedoch keine Untersuchung über eventuell vorhandene Entwicklungspotentiale in den Gebäuden selbst statt. Über architektonische bzw. typologische Fragestellungen gibt diese Studie keine Auskunft. Für Graz und das Wohnen in einem Hochhaus findet sich im Zuge der Recherche zu dieser Arbeit keine aktuelle oder ähnliche Studie dieser Art.

Als ein singuläres Element, das das Elisabethhochhaus aufgrund seiner Höhe und Positionierung in seinem gründerzeitlichen Kontext von Graz einnimmt, stehen auch städtebauliche und formal-ästhetische Fragestellungen im Raum. Was bedeutet es, ein einzelnes Hochhaus rein zu Wohnzwecken dort zu positionieren, das Wenigen Höhe und Ausblick bietet und gleichzeitig Schatten auf die Darunterliegenden wirft? Große Debatten löst das Elisabethhochhaus bereits zur Zeit seiner Entstehung aus. Die Diskussionen um Hochhäuser in oder nahe von historischen Stadtgebieten und deren Schutzzonen gibt es in Graz (und anderswo) bis heute. Ebenso wird seit den ersten Wohnhochhäusern diskutiert, ob und für wen das Hochhaus als Wohnform überhaupt eine gute Lösung darstellt, oder ob es eigentlich den Bedürfnissen der Menschen nicht entspricht. Kritiker von damals wie der Verein für Heimatschutz und gegenwärtige Stimmen sehen das Gebäude als städtebaulich unverträgliches Element, sozial- und kinderunfreundlich, anonym, gepaart mit mangelnder Außenraumqualität und nicht ausreichenden Parkmöglichkeiten.<sup>38</sup>

Nach den langwierigen Diskussionen um das Elisabethhochhaus wurde 1973 beschlossen, keine Förderung für Wohngebäude, die als Hochhaus definiert werden (Fußbodenoberkante über 22m), mehr zu gewähren. In den 1990er-Jahren haben die Stadtplaner an bestimmten Punkten wieder höher Bauwerke erlaubt. Das räumliche Leitbild von 2004 definiert Zonen wo eine „Verdichtung durch vertikale Akzente“ möglich ist. Diese Areale befinden sich am Hauptbahnhof, Bahnhof Don Bosco, Ostbahnhof, Messe und Stadion Liebenau, die von der Lage her eher für tertiäre Nutzungen aber nicht für Wohnnutzung vorgesehen sind.<sup>39</sup> Bezogen

37 Vgl. Reinprecht 2014.

38 Vgl. Tragatschnig 194-197., Grabner 2010., Hecke 2011.

39 Vgl. Räumliches Leitbild 2004, 52-53.

auf zukünftige Verdichtungen wird das Hochhaus von manchen noch immer als der falsche Weg gesehen um darin zu wohnen. Sie wären entsprechend diesen Aussagen eher geeignet für Büro- und Verwaltungsnutzung, nicht aber zum Wohnen.<sup>40</sup> Erhöhte Anforderungen an Gebäudesicherheit und Brandschutz führt nach dem Bau des Elisabethhochhauses dazu, dass Wohnhochhäuser ökonomisch schwieriger realisierbar werden. Zwei baulich getrennte Stiegenhäuser und ein zusätzlicher Sicherheitsaufzug ließ die Baukosten rapide ansteigen. Dem entgegen stehen in Bezug auf den Zuwachs europäischer Großstädte heute „Aspekte der Urbanität, Verdichtung und der Leistbarkeit des Wohnraums im Vordergrund“. Ähnlich der Nachkriegszeit, in der das Wohnhochhaus als eine gute und zeitgemäße Möglichkeit angesehen wird, um dringend notwendigen Wohnraum zu schaffen, erfährt dieses auch „im Bereich der Stadtplanung als auch unter Bauträgern und Investoren eine Neubewertung und Renaissance.“<sup>41</sup>

In dem von der Wirtschaftsabteilung der Stadt Graz veranstalteten Club Zukunft diskutierten bezogen auf Gestaltung, am 29.09.2010 Fachleute über Architekturqualität in Graz zwischen Gestaltung, sozialem Umfeld und Ökologie. Das Elisabethhochhaus wird darin behandelt. Auf der Architekturplattform GAT fasst Martin Grabner die Veranstaltung zusammen: „Sie [Kritik am Hochhaus - Anm. d. Verf.] fußt, genauso wie die gestalterische Kritik an solchen Bauten, in der Rolle des Hochhauses als Symbol für eine Modernität, vor der viele noch immer Angst haben. Wie auch andere Gebäude dieser Zeit hat das Elisabeth-Hochhaus einen symbolischen Wert als Zeuge des Wiederaufbaus, gehört zur historischen Schichtung der Stadt.“<sup>42</sup> Ein Teilnehmer ist der Architekt und Professor am Institut für Gebäudelehre an der Technischen Universität Graz, Hans Gangoly. Seine Stimme beschreibt Grabner mit „Die Angst vor dem Hochhaus – als solches gilt in Graz schon jedes Gebäude ab acht Stockwerken – ist [...] schlicht eine Angst vor Urbanität: Jeder will in der Stadt leben, von ihren Vorteilen profitieren, ist aber nicht bereit sie als eine Gemeinschaft von vielen – in der baulichen Praxis also auch in ihrer Dichte – zu akzeptieren.“<sup>43</sup>

40 Vgl. Hecke 2011.

41 Vgl. Reinprecht 2014, 8.

42 Grabner 2010.

43 Gangoly, zit. n. Grabner 2010.

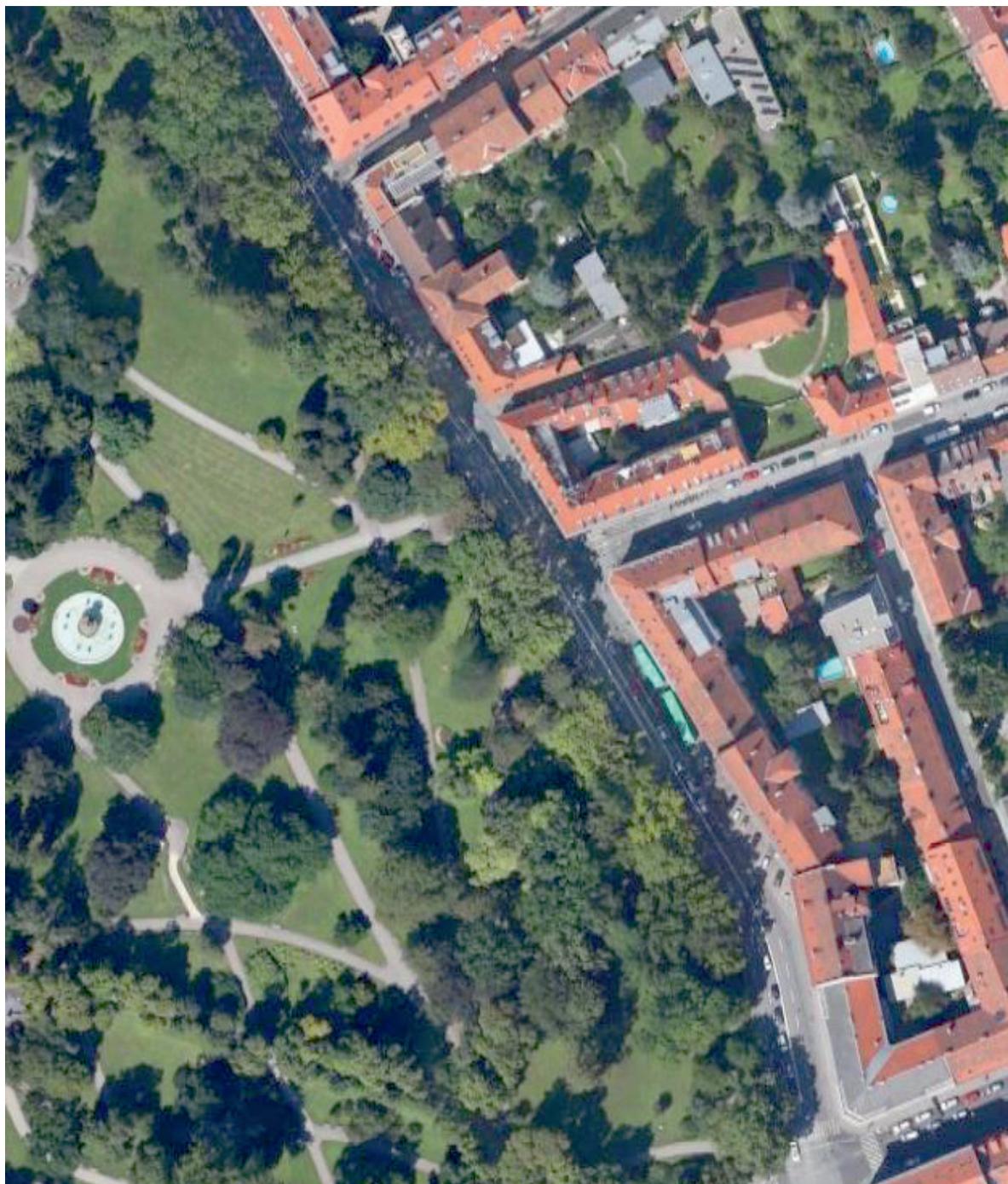
Abb. 5      Luftbild (nachfolgende Seite)

Für eine ausführliche Analyse des Elisabethhochhauses sind daher sehr gute Voraussetzungen gegeben:

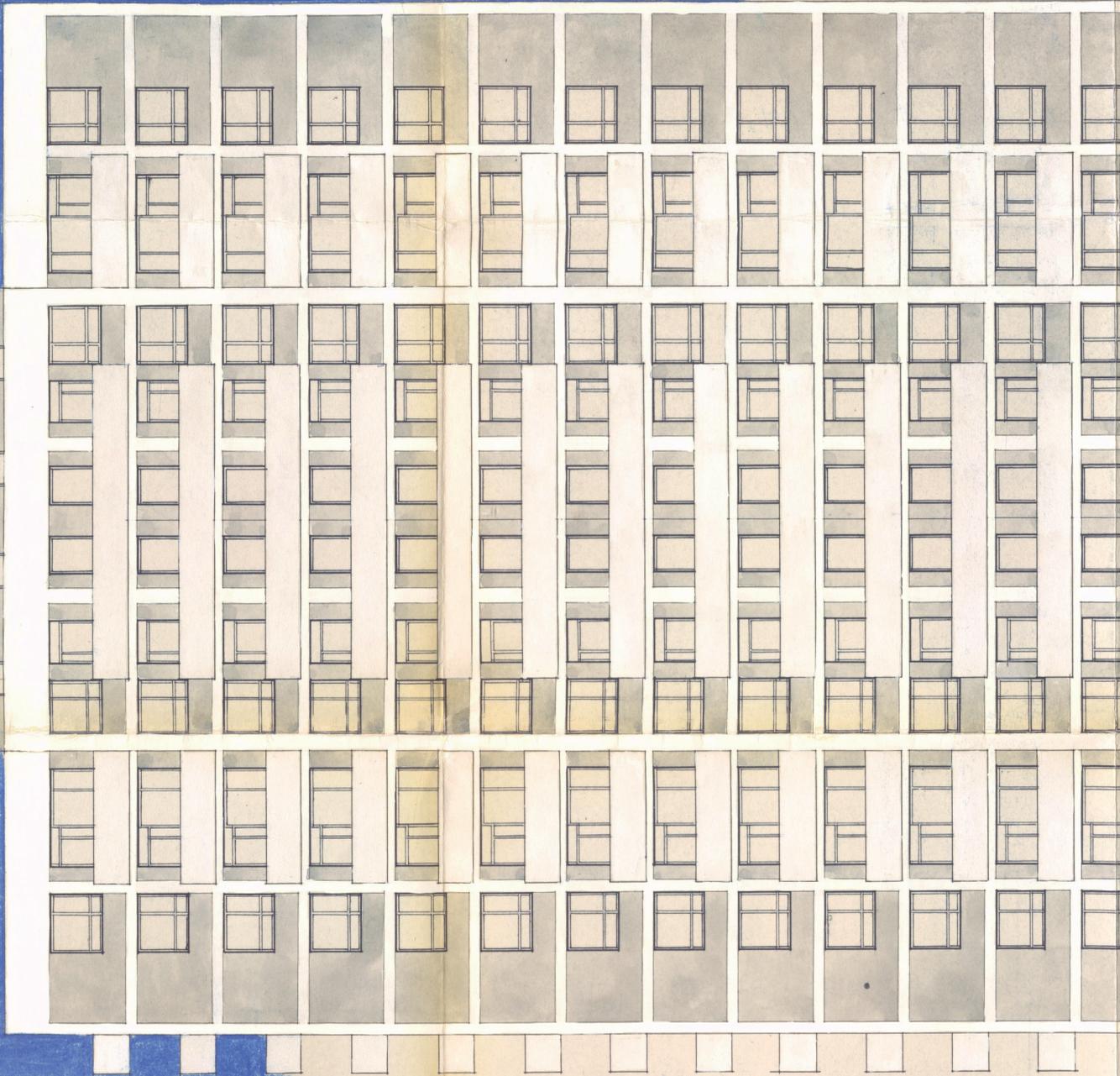
Erstens ist es als Hochhaus ein Vertreter einer symbolträchtigen Kategorie von Bauwerken, löst daher entsprechende Kontroversen aus und ist nicht im allgemeinen Tenor als ein >gutes Bauwerk< konnotiert. Die >Qualitäten< liegen in der Folge nicht auf der Hand und müssen somit näher betrachtet werden.

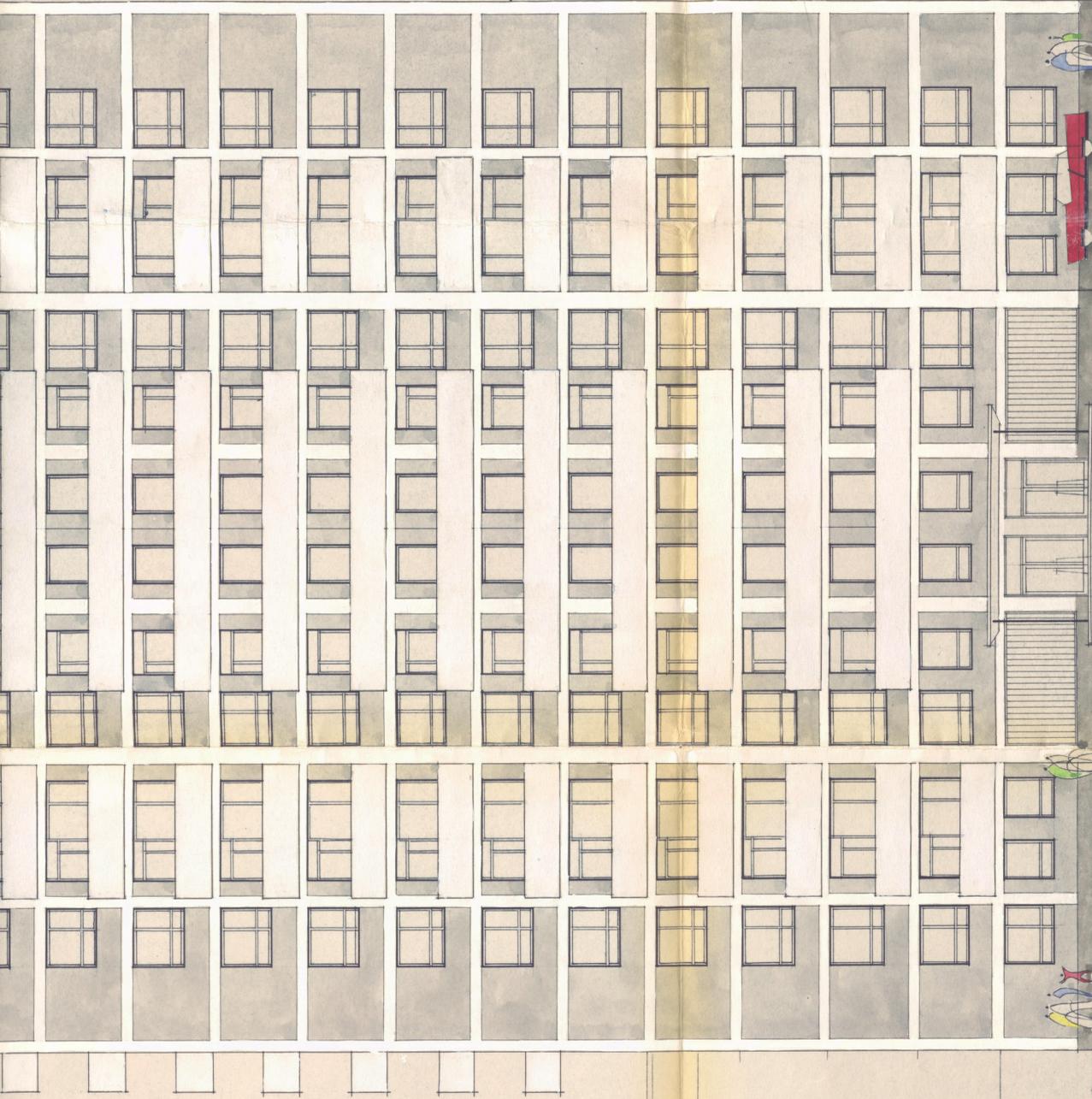
Zweitens kann es aufgrund seiner Alleinstellung im historischen Gefüge des 19. Jahrhunderts sehr gut isoliert betrachtet werden.

Das dominierende Elisabethhochhaus steht nicht alleine am Grundstück, sondern ist in ein bauliches Ensemble eingliedert. Eine mehrgeschoßige Blockrandbebauung an der Elisabethstraße und ein Verbindungsbaukörper ergänzen das Hochhaus. Der Fokus liegt aufgrund der Symbolträchtigkeit am Hochhaus und betrachtet die anderen Gebäudeteile nur am Rande.







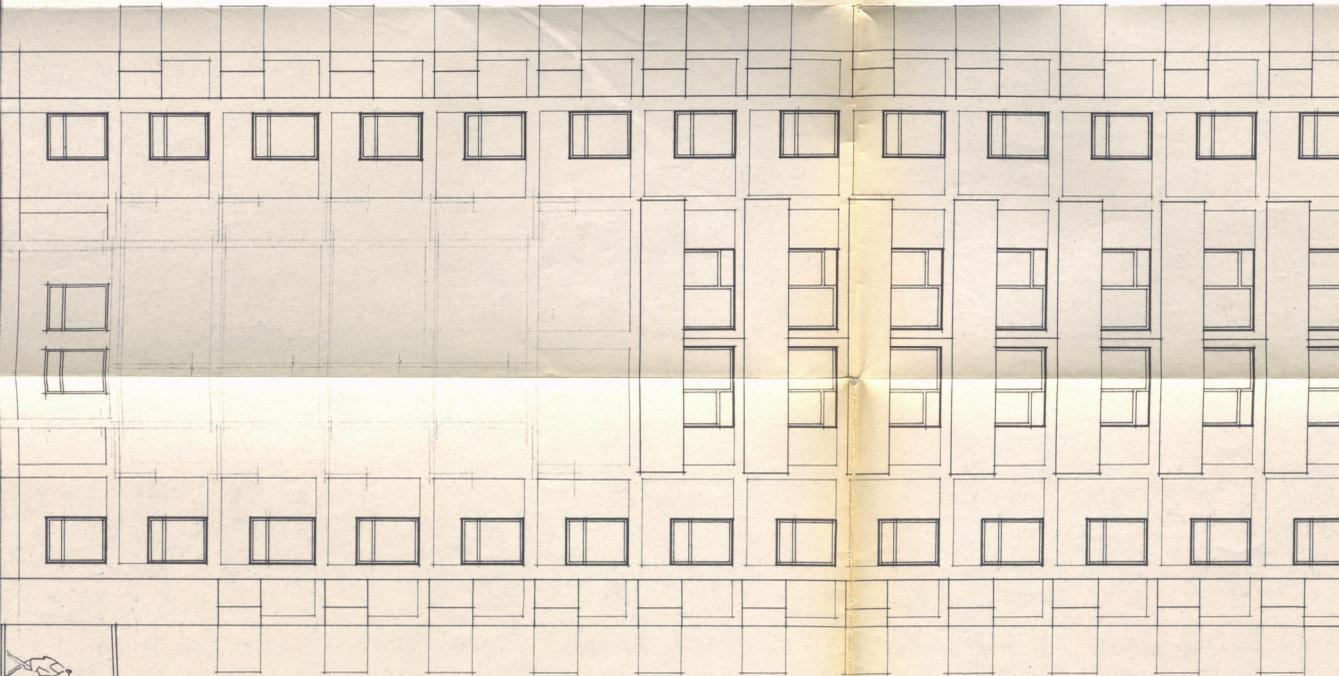


ANSICHT M 1:100  
OSTANSICHT - HOCHHAUS - HUGO WOLFG.



„UNIVERSAL“-HOCHHAUS  
Architekturbüro  
Hochhaus  
Hochhaus

HOCHHAUS  
ELISABETHSTRASSE - HUGO WOLFGASSE  
ENTWURF VON  
ARBEITSGEMEINSCHAFT DER ARCHITECTEN  
O. C. PROFESSOR KARL WAIMUND  
HOCHHAUS



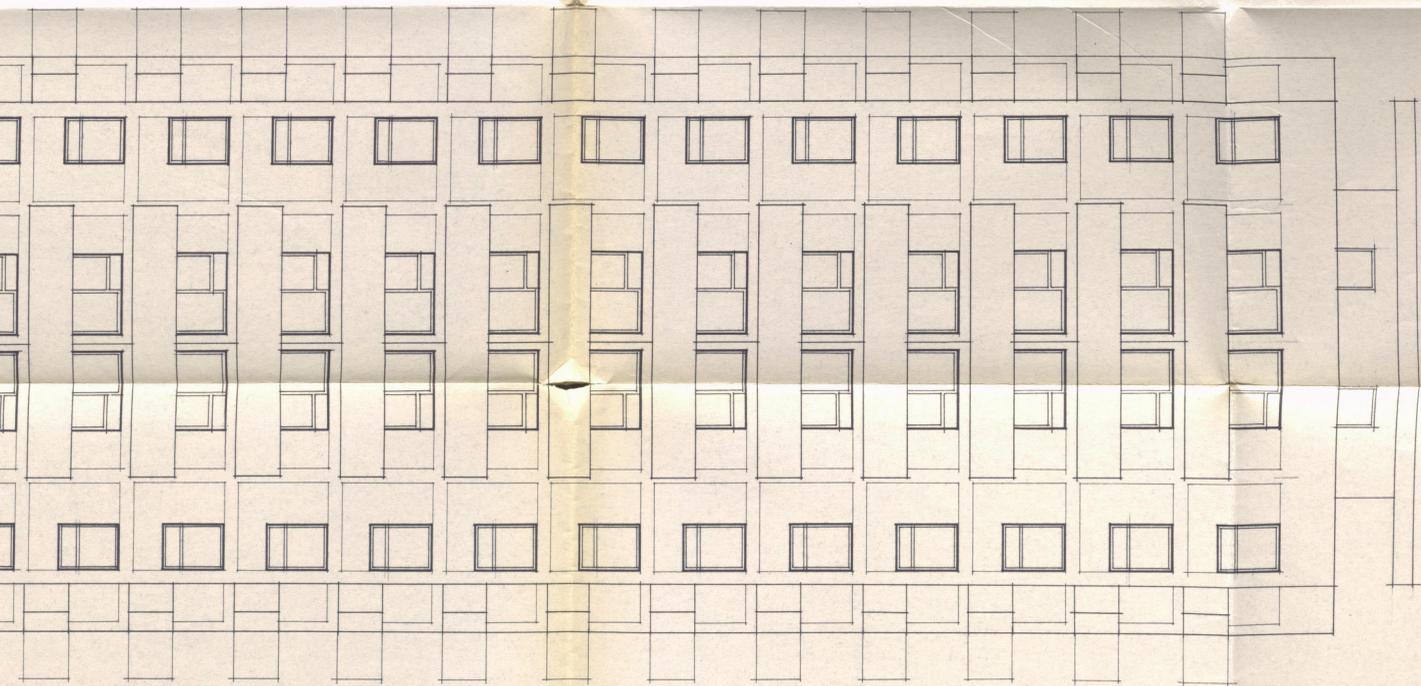
ANSICHT M  
1:100



UNIVERSITÄT HOCHSCHULE  
Zürcher Hochschule für Gestaltung  
Zürcher Hochschule für Gestaltung  
Zürcher Hochschule für Gestaltung

HOCHSCHULE  
EISENSTRASSE - HUGO WOLFGASSE  
ENTWURF  
ARBEITSGEMEINSCHAFT DER ARCHITECTEN  
PROFESSOR KARL RAIMUND LORENZ  
DIPLOM-INGENIEUR OTTO RICH ZOTTER  
DIPLOM-INGENIEUR ERITZ ULLRICH





VOM  
KST  
AMTSBLIKEN  
STADT  
STADT  
STADT

4.41.  
Ansicht

Abb. 6      Ansicht Ost - verkleinert (vorvorherige Seite)

Abb. 7      Ansicht Süd - verkleinert (vorherige Seite)

## 4 Elisabethhochhaus – ein >gutes Bauwerk<?

### 4.1 Verständnis für ein Gebäude entwickeln

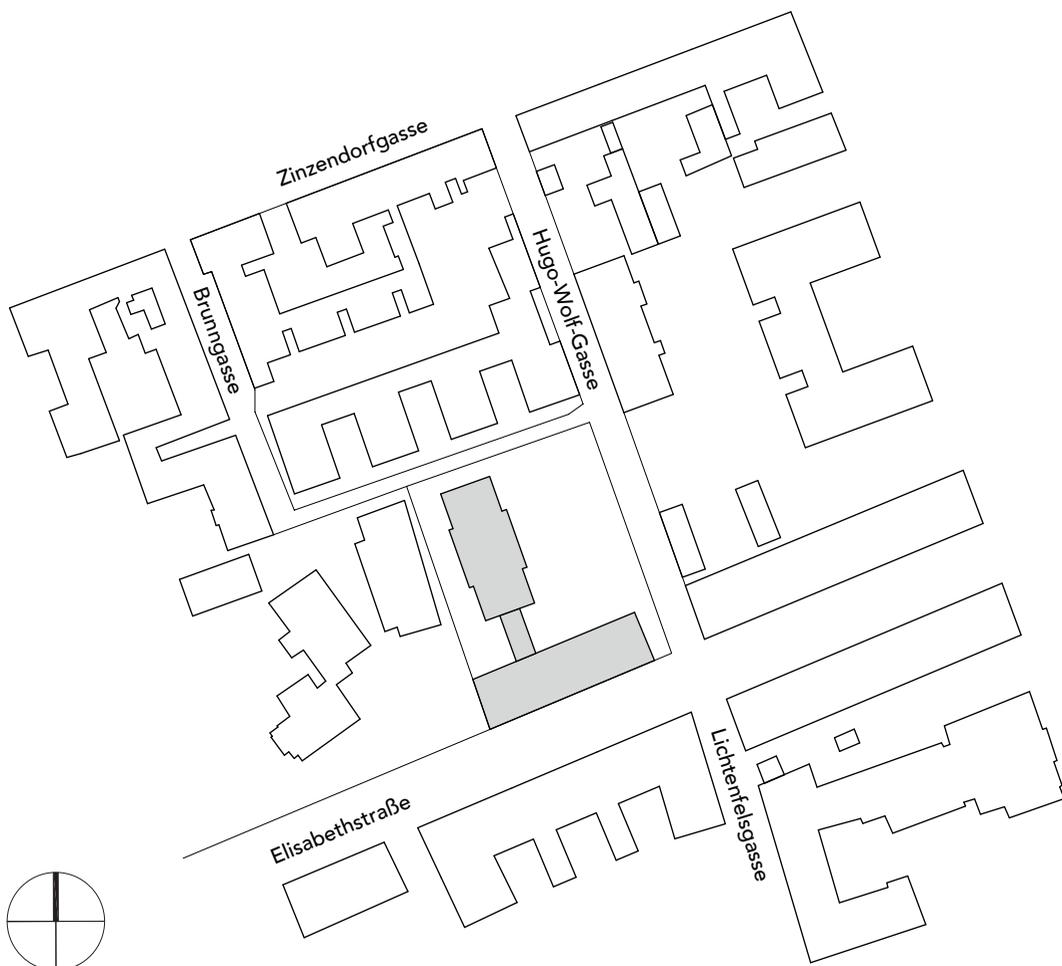
Die Nachkriegsmoderne hinterlässt in der Quantität ein enormes bauliches Erbe in den europäischen Städten. Die großen Zerstörungen, verursacht durch die Bombardements während des Zweiten Weltkrieges, und die daraus resultierende Wohnungsnot muss schnellst möglich gelindert werden. In Graz gibt es zu Beginn der 1950er Jahre ca. 40.000 Wohnungssuchende.<sup>44</sup> Den Aufzeichnungen nach sind nach dem Krieg in etwa 20.000 Wohnungen unbenutzbar oder beschädigt.<sup>45</sup>

Im Jahr 1952 beginnen die Planungsarbeiten für das Elisabethhochhaus. Es ist Teil der Nachkriegsgeschichte, Teil der Aufbruchsstimmung nach einer katastrophalen Zeit und Teil des ökonomischen Fortschrittes. Die 4-Zimmer-Wohnungen im Elisabethhochhaus erscheinen daher mit durchschnittlich 106 m<sup>2</sup> ausgesprochen großzügig. Ausgestattet mit Küche, Wohn-, Schlaf-, zwei Kinderzimmern, Bad und separatem WC innerhalb der Einheiten, 2 - 3 Balkonen und 4 Aufzügen entsprechen sie der Vorstellung des neuen und zeitgemäßen Wohnens. Trotz seiner späten Fertigstellung 1967 steht es stellvertretend für internationale Tendenzen einer Stadtplanung der 1950er Jahre, obwohl in den 1960er Jahren bereits andere Ansätze wie jene der Terrassenhaussiedlung der Werkgruppe Graz im Osten

<sup>44</sup> Vgl. Lorenz 1955, 6., Plankensteiner 2001, 155.

<sup>45</sup> Vgl. o.V. Kleine Zeitung 2011.

Abb. 8 Lageplan 1/2000



der Stadt Graz dominieren.<sup>46</sup> Der fünfzehn Jahre lang dauernde Diskussionsprozess um die Entstehung des Elisabethhochhaus unterstreicht die Widersprüchlichkeit, die dieses Bauwerk ausgelöst hat. Die allgemeinen Diskussionen um Hochhäuser in europäischen Städten wiederholen sich auch in Graz.<sup>47</sup> Mit den Plänen zur Errichtung des Elisabethhochhauses werden die Diskussionen so richtig losgetreten.

Das Elisabethhochhaus ist das erste Wohnhochhaus in Graz: und ist nach wie vor das höchste Wohngebäude und Auslöser der bis heute andauernden Hochhausdebatte in dieser Stadt. Langwierige Prozesse in der behördlichen Genehmigung, in der städtebauliche, baukünstlerische und technische Punkte zwischen Architekten, Stadtbauamt und Verein für Heimatschutz verhandelt werden, kennzeichnen die bereits damals aufkommenden Diskussionen und Kritikpunkte um die Ansätze der aufgelockerten und gegliederten Stadt.<sup>48</sup> Trotz aller Widrigkeiten, mit gehöriger Verspätung und protegiert durch alle Kräfte seiner Befürworter, kann es als ein Vertreter der Nachkriegsmoderne erst in einer bereits postmodernen Zeit, als ein Gebäude der jüngeren Vergangenheit, realisiert werden.

#### 4.1.1 Verortung im Stadtgefüge

Das mehrteilige Ensemble, bestehend aus dem Hochhaus in der Hugo-Wolf-Gasse 10, einer Blockrandbebauung entlang der Elisabethstraße und einem verbindenden Quertrakt, befindet sich im dritten Bezirk (Geidorf) der Stadt Graz. Dieser historisch gesehen eher bürgerlich geprägte Stadtteil mit der Karl-Franzens-Universität liegt nördlich des ersten (Innere Stadt) und zweiten Bezirks (St. Leonhard). Im näheren Umfeld befinden sich weitere Institutionen wie die Universität für Musik und Darstellende Kunst, die Technische Universität und Medizinische Universität. Aus der ehemaligen Vorstadt entsteht in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein bürgerliches Wohnviertel. Die Eigentumswohnungen im Elisabethhochhaus wurden als sehr großzügig und modern beworben. Besonders die Nähe zur symbolträchtigen Altstadt wird unterstrichen. Der Bezug auf den Grünraum kennzeichnete auch die Tendenzen der damaligen Ideale im Städtebau. „Der Bauplatz, der von einer großen Grünfläche, mit altem Baumbestand umgeben ist, befindet sich einem der

46 Vgl. User 2004.

47 Vgl. Tragatschnig 2013, 175-182.

48 Vgl. Lorenz 1955., Plankensteiner 2001, 153-156., Tragatschnig 2013.

schönsten Wohnviertel von Graz außerhalb des Stadtkerns.“<sup>49</sup>

Der dicht besiedelte Bereich entlang des Stadtparks und die Umgebung der Universität ist durch gründerzeitliche Altbauten, mehrheitlich im städtischen Verband, geprägt. Die Karl-Franzens-Universität markiert mit ihren Solitären jenen Bereich, ab dem sich die restliche Bebauung in Einzelbaukörper auflöst. Trotz großer Diskussionen, entsteht in dieser Umgebung das Elisabethhochhaus. Es ist mittlerweile per Definition<sup>50</sup> eines von ca. 230 Hochhäusern in Graz.<sup>51</sup> Die *zentrumsnahe Positionierung* in einem gründerzeitlichen Quartier und seine Höhe sind jedoch bis heute ein *Alleinstellungsmerkmal* des Elisabethhochhauses. Andere Hochhäuser befinden sich entfernt vom historischen Stadtzentrum, an den Ausläufern von gründerzeitlichen Blockrandbebauungen oder an der Peripherie.

49 Lorenz 1956, 28.

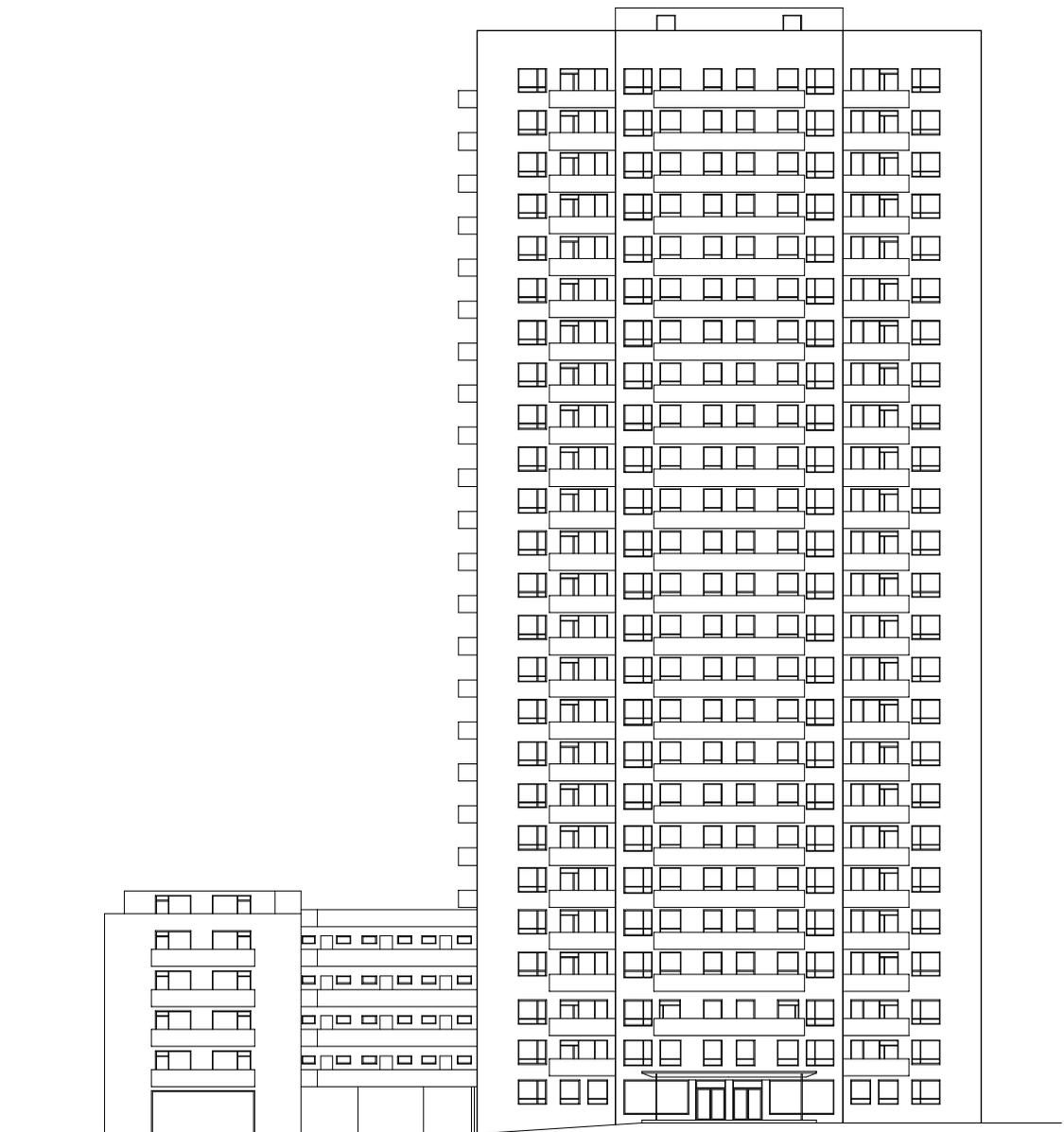
50 Vgl. aktuell geregelt OIB-Richtlinie 2.3 (2015), StFGPG (Fassung 10.03.2015).

51 Vgl. Hecke 2011.

## 4.1.2 Daten und Fakten des Elisabethhochhauses

Erster Entwurf	1952
Planungsbeginn zweiter Entwurf	1954
Baubeginn lt. Anzeige	1957
Ausführung	bis 1966
Benützungsbewilligung	1967
Sanierung Nordfassade	1971 und 2014
Architekten	Karl Raimund Lorenz, Friedrich Zotter, Otto Slavik-Straussina, Friedrich Ulrich
Bauherr	AWG Alpenländische Wohnbaugemeinschaft Graz
Art	Eigentumswohnungen, gefördert mit Mitteln des Wohnungswiederaufbaufonds
Grundstück	3.370 m <sup>2</sup>
Bebaute Fläche	1.021 m <sup>2</sup>
Nutzfläche	ca. 14.000 m <sup>2</sup>
Wohnungen	138 gesamt (Hochhaus, Quertrakt, Blockrandbebauung) 100 im Hochhaus mit ca. 106 m <sup>2</sup> bei 4-Zimmer-Wohnungen
Baukörper	Hochhaus 25 Geschoße, Quertrakt EG Durchfahrt + 4 Obergeschoße Blockrandbebauung Elisabethstraße 6 Geschoße
Höhe max.	ca. 77 m
Konstruktion	Stahlbeton-Skelettbau mit massivem Kern (Wand und Decke) Ast-Mollin Stahlbeton-Rippendecken außerhalb des Kerns Stahlbetonstützen mit nach oben hin abnehmendem Querschnitt Außenwände Mantelbetonsteine verputzt, nicht-tragend

Abb. 9 Ansicht Ost 1/500



### 4.1.3 Konzeption, Organisation und formal ästhetische Analyse

#### >Baukörper<

Der finale Entwurf der Architekten sieht ein 25-geschoßiges Wohnhochhaus mit zurückspringendem Technikgeschoß, einem Verbindungsbau mit 5 Geschoßen und einem 5-geschoßigen Baublock mit zurückspringendem Attikageschoß entlang der Elisabethstraße vor.

#### >Grundstück<

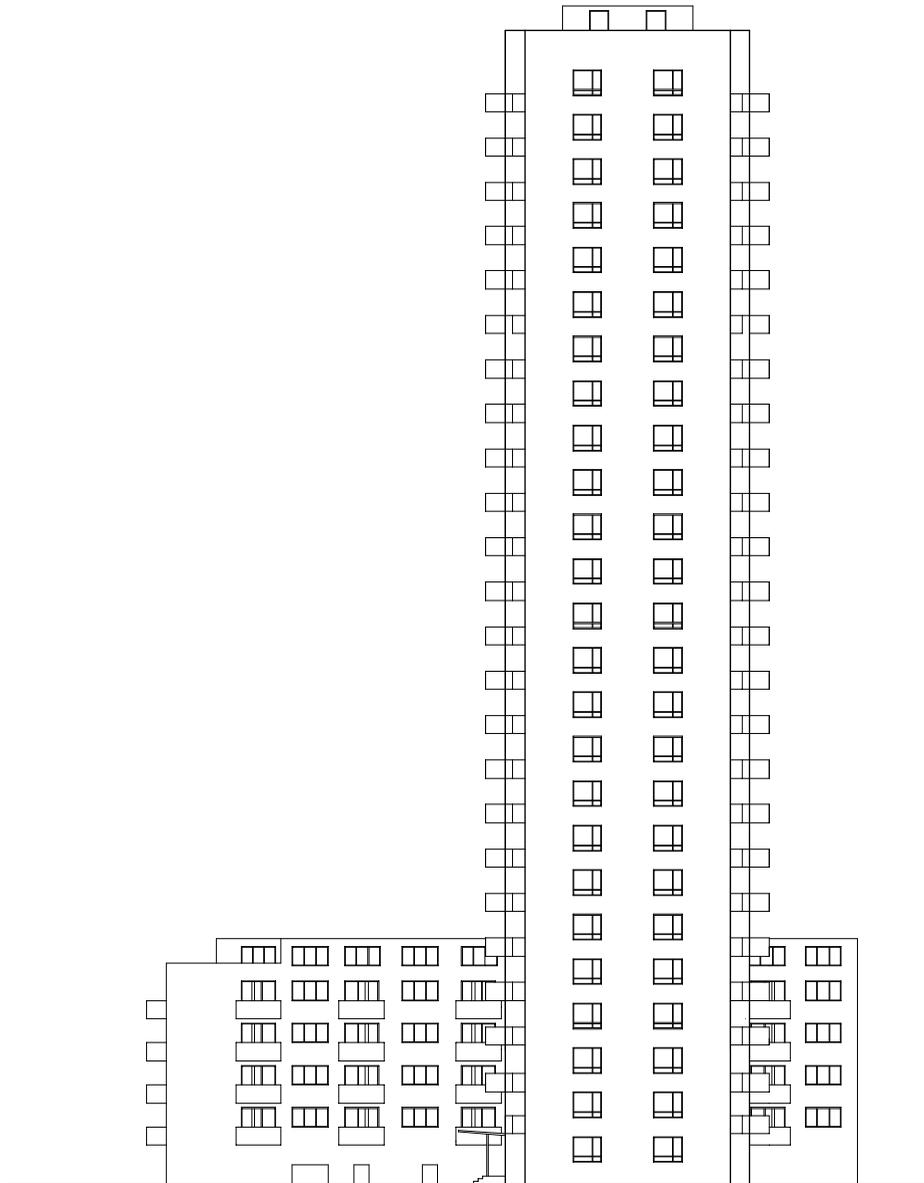
Das Hochhaus ist am westlichen Grundstücksrand positioniert und wird im Osten über die leicht ansteigende Hugo-Wolf-Gasse erschlossen. Ein eigener Zugang für Fußgänger führt über wenige Stufen direkt zum Eingangsbereich des Hochhauses. Die grundstücksinterne Erschließung für den motorisierten Verkehr erfolgt über eine gesonderte Zufahrt im Süd-Osten, an welcher auch die wenigen KFZ-Stellplätze angeordnet sind. Die siedlungsinterne Straße führt zwar ringartig um das Hochhaus und unterhalb des Verbindungsbaues durch, dient jedoch in erster Line Feuerwehr und Ver-/Entsorgung. Nicht gedeckte Fahrradstellplätze sind im Norden zur Brunngasse hin situiert. Entlang der Hugo-Wolf-Gasse, abgegrenzt durch eine Natursteinmauer mit Geländer und Baumreihe, befindet sich eine kleine Grünfläche mit einer Steinskulptur und ein paar Sitzbänken gruppiert um eine Sandkiste.

#### >Außen<

Das in seiner Grundfläche etwa 16,3x35,5 m große Hochhaus ist mehrheitlich Nord-Süd gerichtet und in Stahlbetonskelettbauweise mit stabilisierendem Kern errichtet. Die Masse des Elisabethhochhauses wird durch das in Längsrichtung schlanker werdende Gebäude abgemildert. Struktur und Gliederung erhält die Lochfassade einerseits durch den risalitartigen mittleren Baukörper und andererseits durch eine Vielzahl an Loggien, Balkonen und größere Fensterflächen. Diese bringen viel natürliches Licht in das Innere der Wohnung und sorgen nebenbei für entsprechend gute Belüftung.

Die vertikal und horizontal gliedernden graublauen Farbstreifen an den Außenwänden akzentuieren die einzelnen Geschoße und das Traggerippe, aus dem sie aufgebaut sind. Erst durch die Streifen wird die Skelettkonstruktion nach außen getragen und ablesbar. Es ist nun erkennbar, dass die Wände

Abb. 10 Ansicht Nord 1/500



reine Füllkörper sind und lediglich raumabschließende und keine tragenden Funktionen erfüllen.

Je zehn vertikale Fensterachsen an Ost- und Westfassade, vier Fensterachsen im Süden und zwei im Norden strukturieren die weiß verputzten Fassadenflächen. Sie geben dem Gebäude dadurch mehr Leichtigkeit. Durch seine Gesamtproportion, Höhe und Gliederungen erscheint das Elisabethhochhaus eleganter und schlanker, als die Baumasse eigentlich ist. Die ursprünglichen viergeteilten Holzfenster besitzen einen Brustriegel und verschieden breite Fensterflügel. Einem ähnlichen Gestaltungsprinzip folgen die Balkontüren bestehend aus einem schmalen Fixteil und einer breiteren Hebe-Drehtüre mit einem Oberlicht. Sowohl die originalen Fenster als auch bereits ausgetauschte Fenster aus Kunststoff oder Aluminium sind heute vorhanden. Die erneuerten Fenster weisen die ursprünglich eleganten Proportionen, Teilungen und filigranen Dimension der Originalfenster nicht mehr auf.

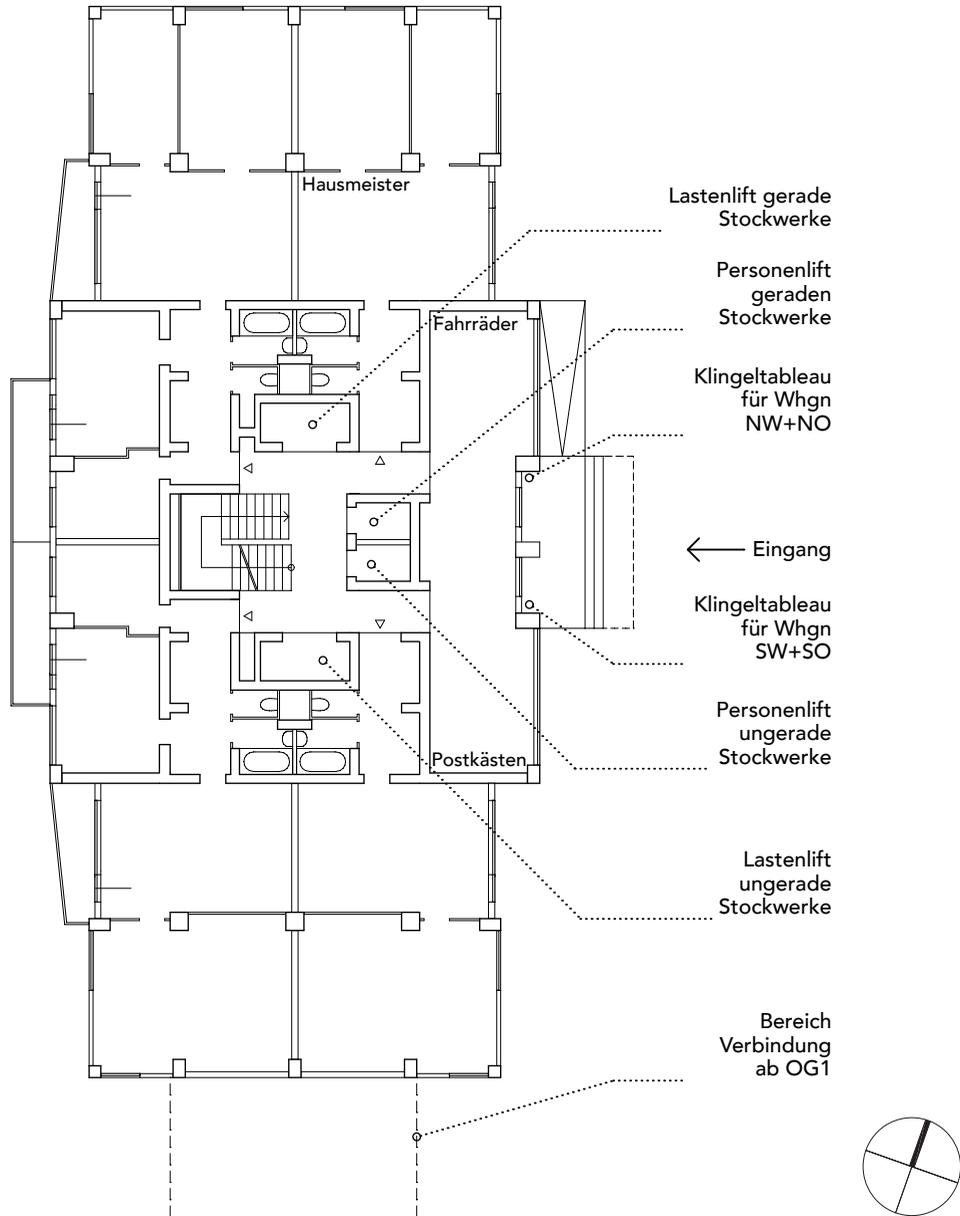
Transluzente Brüstungen aus Drahtglas für die wohnungzugeordneten Freibereiche umschließen den Gebäudekörper wie eine zweite Schicht. Die Nordfassade erweist sich bald als sehr wetteranfällig. Niederschlagswasser und Zugluft dringen durch die Fugen der mit Fertigteilen ausgefachten Stahlbetonkelettkonstruktion. Bereits im Herbst 1971 muss die Nordfassade saniert und zusätzlich mit Faserzementplatten verkleidet. 2014 erfolgt eine erneute Sanierung mit vorgesetzten Paneelen. Der bestehende Fassadenraster mit der Teilung und Farbigkeit ist in den neuen Elementen aufgenommen worden.

Die Gebäudehülle ist nicht vorgehängt, sondern facht die Zwischenräume des Stahlbetonskeletts mit Mauerwerk aus. Normalformatige Fenster und Türen in der Lochfassade, Balkone und Loggien erweisen ihre Referenz an das traditionelle Bauen und nicht an ein Hochhaus.

#### >Erschließung<

Das Elisabethhochhaus ist als 4-Spanner mit innenliegendem Stiegenhaus konzipiert. Über ein paar Stufen oder die später angebaute Rampe erreichen die BewohnerInnen den Eingangsbereich des Gebäudes. Er ist mit einem auskragendem Vordach gedeckt und an der Ostseite des Hauses situiert. Das elektronische Schiebetürenpaar gibt den Weg in eine zentrale Halle frei, zu deren linken sich der Bereich mit den Postkästen und zu deren rechten sich eine Abstellmöglichkeit für Fahrräder befinden. Beide Bereiche erhalten über raumhohe Profilverglasungen natürliches Tageslicht. Zwei ebenfalls verglaste Türen trennen diesen

Abb. 11 EG 1/250



Gebäudeabschnitt vom innenliegenden Stiegenhaus. In diesem Bereich ist bereits der relativ hohe Luft-Sog spürbar. Im Erdgeschoß gibt es auf Grund der Eingangszone zwei 3-Zimmer und zwei 4-Zimmer-Einheiten. Eine davon wird vom Hausmeister bewohnt. Südlich schließt zwischen dem 1. und 4. Obergeschoß der Verbindungsbau an das Elisabethhochhaus an. Für die Wohnungen in diesem Bereich bedeutet dies, dass an der Südfassade keine Öffnungen in der Gebäudemitte möglich sind.

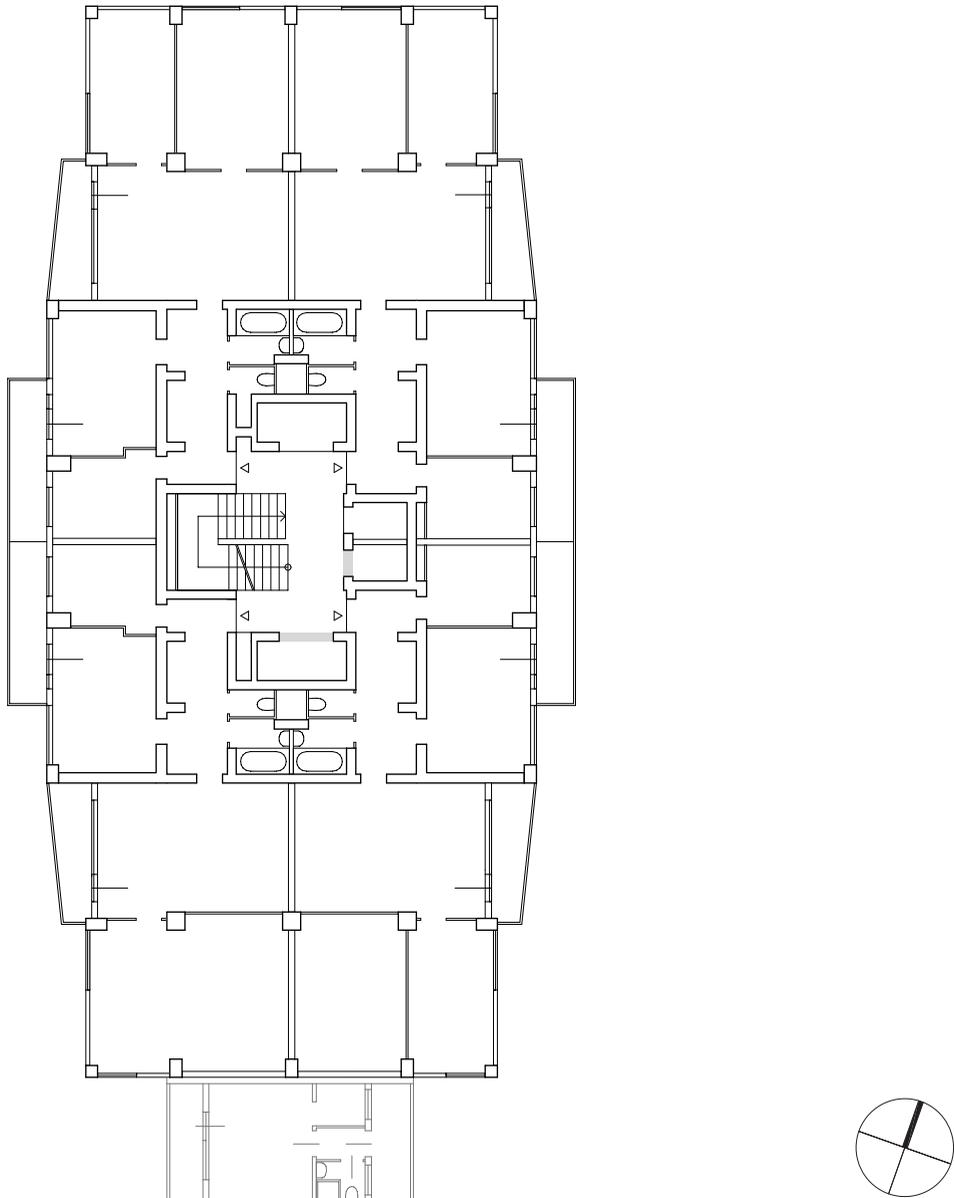
Neben der Stiege erschließen zwei Lasten- und zwei Personenlifte jeweils paarweise die geraden bzw. ungeraden Geschoße. Die beiden Untergeschoße werden nur von den Lastenliften angefahren. Den obersten Abschluss des Elisabethhochhauses bildet eine ungenützte Dachterrasse, die das Technikgeschoß umringt. Mittlerweile ist diese nicht mehr für alle BewohnerInnen zugänglich, den Schlüssel besitzen nur mehr EigentümerInnen.

>Innen<

Ein kurzer Blick auf die Grundrisskonzeption zeigt, dass es sich, abgesehen vom Erdgeschoß, um ein absolut homogenes, rational-funktionelles und über alle Geschoße identes System handelt. Auf jeder Etage befinden sich in der Grundkonfiguration je vier gleich große 4-Zimmer-Wohnungen, die in der Vertikalen übereinander superpositioniert sind. Jede Wohnung ist entweder nach Nord-Ost, Süd-Ost, Süd-West oder Nord-West zweiseitig belichtet und belüftet. Die großzügigen Wohnungen sind auf Grund der Skelettbauweise und der nicht-tragenden Innenwände flexibel gestaltbar. Pro Wohnung gibt es mindestens zwei Balkone an Ost- oder Westseite. Im ersten Obergeschoß befinden sich an der Ostfassade keine Balkone in der Gebäudemitte, da dort das Vordach über dem Eingangsbereich situiert ist. Ab dem fünften Obergeschoß ergänzt ein dritter Balkon die Wohnungen in Richtung Süden. Den Wohnungen im Erdgeschoß sind keine direkten Freibereiche zugeordnet.

Die halböffentlichen Bereiche im Elisabethhochhaus, wie zum Beispiel die interne Erschließung, sind rein funktionale Räume, schlecht beleuchtet, sowie auf das Minimum reduziert. Die Eingangszone hingegen, repräsentiert sie doch den Zutritt zur Erschließung der Vertikalen, bietet etwas mehr Aufenthaltsqualität und Größe.

Abb. 12 OG1-OG4 Regelgeschoß gesamt 1/500



## 4.2 >Widersprüchlichkeit< – Ebene der Stadt

### 4.2.1 Entstehung des Elisabethhochhauses

1954 beauftragt die AWG – Alpenländische Wohnbaugemeinschaft Graz die Architekten Karl Raimund Lorenz und Friedrich Zotter mit der Überarbeitung eines bereits bestehenden Y-förmigen Entwurfes aus dem Jahre 1952. Auf einem für Hochhausbau gewidmeten Grundstück an der Ecke Elisabethstraße – Hugo-Wolf-Gasse, besteht der Wunsch, ein 18-geschoßiges Gebäude mit bis zu 100 Wohnungen zu errichten. Der ursprüngliche Entwurf des Elisabethhochhauses stammt von den Architekten Friedrich Ulrich und Otto Slavik-Straussina. Wegen grundrisslicher und formaler Mängel wird dieser herber Kritik ausgesetzt. Architekt Friedrich Zotter wird nun vom damaligen Vizebürgermeister und Baureferenten der Stadt Graz, Dr. Amschl, gebeten, diesen zu überarbeiten. Er bildet mit Karl Raimund Lorenz und den beiden vorgenannten Architekten eine Arbeitsgemeinschaft.<sup>52</sup>

Lorenz wird nach dem Krieg als Professor an die Technische Universität Graz berufen, 1952 zum Rektor inauguriert und ist dort bis 1954 tätig. Er gilt als die zentrale Persönlichkeit in der Arbeitsgemeinschaft für das Elisabethhochhaus. Georg Plankensteiner widmet sich in seiner Dissertation *Univ.-Prof. Arch. Dipl. -Ing. Karl Raimund Lorenz (1909-1996). Leben und Wirken einer Architekten- und Lehrerpersönlichkeit*, 2001 eingereicht an der Technischen Universität Graz, dessen Werdegang und seiner Tätigkeit als Architekt und Professor. Neben vielen anderen Bauten wie dem Chemiegebäude an der gleichnamigen Institution ist das Elisabethhochhaus eines seiner zentralen Werke. Lorenz beschäftigt sich bereits 1950 mit dem Wechselwirkungen von Hochhaus und Wohnhaus und ist somit gut auf die spätere Thematik vorbereitet.<sup>53</sup> Die ganz dem Thema *Hochhäuser* gewidmete Ausgabe 37 der Heraklith Rundschau 1956 verdeutlicht dies noch einmal. Auf der einen Hälfte der Doppelseite ist das damals höchste Gebäude Italiens, die von Luigi Mattioni entworfene Torre Breda positioniert und „wohl weniger Zufall als bewusste Referenz, dass Karl Raimund Lorenz, der den Textteil der Rundschau besorgte, die gegenüberliegende Seite dem [...] Elisabethhochhaus widmete, dessen Planung zu diesem Zeitpunkt (1956) gerade erst abgeschlossen war.“<sup>54</sup>

52 Vgl. Plankensteiner 2001, 152-153.

53 Vgl. Lorenz 1951., Plankensteiner 2001, 153.

54 Tragatschnig 2013, 180.

Der Entstehung des Elisabethhochhauses liegt auch ein gewisser spekulativer Aspekt der Bauindustrie zu Grunde, den Georg Plankensteiner in seiner Dissertation erläutert:

„In den Nachkriegsjahren gab es in Österreich die Möglichkeit, bombenzerstörte Gebäude samt Grundstück zu erwerben und diese dann, so sie an derselben Stelle aus städtebaulichen Gründen nicht wiedererrichtet werden durften, mittels des dafür erhaltenen „Bombenscheins“ an einer anderen Stelle ein neues Wohngebäude, meist um ein vielfaches größer, zu errichten, wobei eine 100%-ige Förderung der Baukosten mit einer Verzinsung von nur 1% auf 100 Jahre gewährt wurde.“<sup>55</sup> Diese Unterstützung mit öffentlichen Geldern aus dem Wohnungswiederaufbaufond ermöglichte für damalige Verhältnisse unglaublich günstige und großzügige Wohnungen mit einer hohen Qualität.<sup>56</sup>

Der Plan, ein Hochhaus an dieser Stelle zu errichten, musste daher den entsprechenden politischen Rückhalt erhalten haben, den ein solches Vorhaben erfordert, wenn es mit öffentlichen Geldern unterstützt wurde.

Die im ursprünglichen Entwurf vorgesehenen 18 Geschoße werden in der Überarbeitungsphase auf 22 Geschoße erweitert. Die Planungen sehen neben einem Dach in Wellenform auch eine Tiefgarage unter dem Vorplatz vor. Beides wird nicht ausgeführt. Dafür wird, wie im Mailänder Vorbild, auf 24 Geschoße (inkl. Erdgeschoß 25 Geschoße) aufgestockt. Das Wellendach, aus Kostengründen gestrichen, nimmt dem Gebäude den geplanten markanten oberen Gebäudeabschluss.<sup>57</sup> Gerade das Fehlen jenes Teiles, der die Vision der Vertikalen, des Hochhauses krönt, schwächt nun, reduziert zu einem Technikgeschoß, den eigentlich progressiven Entwurfsansatz. „Sicher kann sich das Haus nicht mit den gleichzeitig gebauten Mailänder Wohntürmen messen, aber etwas vom Bewußtsein der Dimensionierung des oberen Abschlusses [...] ist doch vorhanden“<sup>58</sup>, schreibt Friedrich Achleitner.

Der Plan ein Hochhaus an dieser Stelle zu errichten, führt wie bereits eingangs erwähnt zu langwierigen Diskussionen mit dem Verein für Heimatschutz und veranlasste Lorenz sich schriftlich dazu zu äußern.

In einem Schreiben an den Magistrat Graz, bezogen auf die Einwände des Vereins, fasst

55 Plankensteiner 2001, 153.

56 Interview 4.

57 Vgl. Plankensteiner 2001, 156., Tragatschnig 180.

58 Achleitner 1983, 382.

Lorenz alle städtebaulichen und baukünstlerischen Überlegungen zusammen. Sie werden im nachfolgenden Absatz wiedergegeben:

Lorenz plant bewusst drei Bauteile an der Ecke Elisabethstraße – Hugo-Wolf-Gasse. Ein 5-geschoßiger Baukörper mit zurückgesetztem Dachgeschoß an der Elisabethstraße in gleicher Bauflucht und Bauhöhe wie die benachbarten Gebäude, ein im westlichen Drittel an die Nordfront senkrecht anschließender Verbindungsbau in gleicher Höhe und das von der Straße abgerückte Ost-West orientierte Hochhaus. Durch diese Baukörperkomposition wird einerseits das Straßenprofil der Elisabethstraße bewahrt und die das Hochhaus umgebende Grünfläche so groß wie möglich belassen. Zu den Einwänden des Vereines für Heimatschutz führt Lorenz an, dass eine Rücksichtnahme auf die Höhenentwicklung nur in jenen Stadtteilen notwendig ist, wo Kirchtürme und -kuppeln das Bild deutlich prägen und dies ist im Bereich der Elisabethstraße nicht gegeben. Die kleine Leechkirche tritt als Vertikale nicht in Erscheinung. Die Straßenzüge stellen zwar eine gewisse Ordnung dar, jedoch ist diese bereits durch die Anordnung der Universität Graz und anderer Einbauten in den umgebenden Quartieren unterbrochen. Lorenz hat das Hochhaus in Verbindung mit Geschoß- und Flachbauten als die für das 20. Jahrhundert typische Bauweise angesehen. Auf die Bemerkung hin, dass die Mehrheit der Bevölkerung ein solches Bauvorhaben ablehnen könnte, entkräftigt Lorenz dieses mit dem Hinweis, dass viele jetzt berühmte Bauwerke am Anfang innerhalb der Bevölkerung keine Begeisterung auslösten, z.B. der Eiffelturm in Paris. 40.000 Wohnungssuchende in Graz und der gegenständliche Bauplatz lassen in Zusammenhang mit Versorgungseinrichtungen, öffentlichen Verkehrsmitteln und wirtschaftlichen Überlegungen für Lorenz jedoch keine andere Lösung zu als die Kombination von Wohnhochhausbau, Zeilenbau und Flachbau. Aus Sicht des modernen Städtebaus, ist der Baukomplex für Lorenz eine Kompromiss. Er bezeichnet das Projekt keineswegs als „radikal modern“, da ein harmonischer Ausgleich zwischen dem bestehenden Höhenprofil, "der Korridorstraße" und einem "modernen Baugedanken" erfolgt.<sup>59</sup>

Diese Argumentationen zeigen, wie Lorenz versucht, rational und klar, zu begründen, warum das Elisabethhochhaus genau an dieser Stelle ausgeführt werden soll und dass es sich nicht in seine Umgebung einfügen muss und wie wichtig es für die lebendige Entwicklung der Stadt ist. Er geht davon aus, dass das Elisabethhochhaus „keine Einzelercheinung bleiben wird. Erst die Kombination mit anderen Hochhäusern wird dem Grazer Stadtbild

59 Vgl. Lorenz 1955., Plankensteiner 2001, 153-154.

ein interessantes Gepräge geben, das auch für eine Sicht vom Schloßberg durchaus nicht unharmonisch sein muß.<sup>60</sup>

Interessanterweise finden sich in dem Kontext, in dem sich das Elisabethhochhaus befindet, indirekte Referenzen an die gründerzeitliche Stadt des 19. Jahrhunderts. Das Abrücken von den Bauffluchten, das sich Zurücknehmen, ist eine Maßnahme, die bereits dort Anwendung findet, um einzelne Häuser hervorzuheben. Alle wichtigen Gebäude einer Stadt wie Kirchen, Museen, Universitäten und Opernhäuser sind in der Regel Solitäre und vom Verband gelöst. Das Abrücken gibt den notwendigen Raum vor den Gebäuden frei, Platz entsteht und ihre Sichtbarkeit wird erhöht. Auch das Elisabethhochhaus nimmt sich zurück. Eine halböffentliche Funktion, ein Übergangsbereich von Hochhaus zur Stadt, ist in der Planung nicht vorgesehen gewesen. Die parallel mit dem Gehsteig ansteigende Mauer zur Hugo-Wolf-Gasse unterstreicht die Funktion als private Wohngebäude und trennt die Bereiche klar voneinander.

Jahre später ausgeführt, erhält das Elisabethhochhaus 1967 die Benützungsbewilligung. Es ist bis heute eines der umstrittensten Bauobjekte in Graz geblieben, „jenes Objekt, das die Debatte um diesen Haustyp im Zusammenhang mit der Altstadt in Graz ausgelöst hat.“<sup>61</sup>

Die Bauphase und das fertige Hochhaus wird schon rein aus bautechnischer Sicht ein absolut progressives Ereignis. In zwei Interviews wird von den BewohnerInnen angemerkt, dass das Elisabethhochhaus damals und auch heute zahlreiche BesucherInnen anlockt. Teile der Landbevölkerung fahren während der Bauphase nach Graz um „Hochhausschauen“<sup>62</sup> zu betreiben. Ob diese Konstruktion denn überhaupt stehen bleiben wird, fragten sich die BesucherInnen. Der Bau des Hochhauses als Spektakel zieht dementsprechend große Aufmerksamkeit auf sich. FreundInnen und BesucherInnen der BewohnerInnen sind nach wie vor vom Elisabethhochhaus begeistert, vor allem vom Ausblick. Manche sehen das Gebäude trotzdem als eine Art „Schandfleck“. Nicht unbedingt auf die „Architektur selbst“ bezogen, sondern in „Bezug auf die Umgebung“, in der es steht, dem gründerzeitlichen Universitätsviertel.<sup>63</sup>

60 Lorenz 1955, 4.

61 Achleitner 1983, 382.

62 Interview 2.

63 Interview 4.

## 4.2.2 Exkurs: Hochhaus >rational< versus >irrational<

### >Streben nach Höhe<

Der symbolträchtige Ausdruck menschlichen Strebens nach Macht manifestiert sich in der Höhe von religiösen und später in weltlichen Bauten. Von den Pyramiden bis über die Kathedralen, Burgen und Schlösser sind es lange Zeit nur sie, die in ihrer Höhe die restlichen Stadthäuser überragen. Einerseits gibt es keine Notwendigkeit für höhere Bauten, andererseits sind bestimmte technische Voraussetzungen noch nicht erfunden, die eine breite Nutzung von hohen Häusern überhaupt ermöglichen.

### >Technische Entwicklungen<

1823 baut Jacob Perkins die Kältekompressionsmaschine, 1879 erfindet Thomas A. Edison die Glühbirne und 1857 baut Elisha Otis den ersten Personenaufzug mit Sicherheitsvorrichtung. Neue Pumpensysteme können große Höhen überwinden und die Wasserversorgung oberer Stockwerke sicher stellen. Folgen des großen Brandes von Chicago 1871 sind Verbesserungen im Brandschutz und die Verwendung feuerfester Verkleidungen gewesen. Neue Tragwerkssysteme und die Weiterentwicklung des Stahlskelettbaus ermöglicht nun erstmals sehr viele höhere Bauten, als dies im konventionell errichteten Massivbau der Fall ist.

### >Massivbau versus Vorhangfassade<

Noch an formaler Gliederung und Ordnung orientiert ist das von William Le Baron Jenney geplante und 1884 errichtete Home Insurance Building in Chicago ein Stahlskelettbau, in dem die einzelnen Elemente der Steinverkleidung nur mehr als Ornament eingesetzt werden. Am 1890 bis 1895 errichteten Reliance Building, ebenfalls in Chicago, werden erstmals neue Materialien wie Stahl/Glas/Aluminium verbaut und das Prinzip der Vorhangfassade wird angewendet, welches bald charakteristisch für alle Hochhäuser und Wolkenkratzer sein wird. Im Unterschied zum Verband eines Mauerwerksbaus sind hier große Fensteröffnungen und Fassadenplatten außen am Stahlskelett in einer eigenen Ebene montiert. Die bisherige Plastizität der Fassade nimmt merklich ab, betont wird nunmehr die Höhe des Gebäudes.

### >In die Höhe<

Das bis heute andauernde Wettrennen um das jeweils aktuell höchste Gebäude kann nun beginnen. Ökonomischer Fortschritt und weltliche Interessen verdrängen langsam

religiöse Dimensionen durch den Kommerz. Die Aussicht in den obersten Stockwerken wird als wertvoll und exklusiv erkannt und vermarktet. Neben dem Penthouse wird auch eine öffentliche Aussichtsplattform eingeplant, und durch sie wird gegen Eintritt ein strukturalisierender Blick auf die Stadt möglich. Die bisherige Ordnung von unten/reich und oben/arm ist nun durch den Einsatz des Aufzuges umgekehrt.<sup>64</sup> Parallel zu Chicago werden auch in New York City, genauer auf Manhattan, Hochhäuser gebaut. Das Fehlen von Höhenbeschränkungen führt dazu, dass hier höhere Gebäude entstehen können als in Chicago.

>Rationale Gründe für das Hochhaus/den Wolkenkratzer<

Hoher Bedarf an Büroflächen und der beschränkte Platz auf Manhattan treiben gleichermaßen Grundstückspreise und Gebäude in die Höhe und machen eine Verdichtung mit Hochhäusern unumgänglich.

Die Vermehrung des Unvermehrbaren, des Bodens, für den Grundstücksbesitzer, ist neben dem Streben nach Höhe charakteristisch für das Hochhaus als ein symbolträchtiges Produkt des amerikanischen Kapitalismus zur „Besiedelung der Lüfte“, wie Rem Koolhaas im retrograden Manifest für Manhattan, Delirious New York, umreißt. Zusammen mit dem Personenaufzug kann nun jede Etage erreicht und die Grundfläche, auf der das Haus steht, um ein Vielfaches multipliziert werden.<sup>65</sup> Die rationale, technische Erfindung des Aufzuges dient dem Irrationalen, der Eroberung der Lüfte.

>Irrationale Gründe für das Hochhaus/den Wolkenkratzer<

Das 1913 fertig gestellte und von Cass Gilbert geplante Woolworth Building sprengt mit der Höhe von 213 Meter alle bisher vorhandenen hohen Gebäude und wird als erster Wolkenkratzer bezeichnet: Ein 28 Stockwerke hoher Turm mit einer öffentlichen Aussichtsplattform im 55. Stockwerk sitzt hier auf einem 29-geschoßigen Sockelbaukörper.

Der Wolkenkratzer bricht mit den „Konventionen des Symbolismus“, wird allein durch seine Masse zum amoralischen „Automonument“ und bezieht sich rein auf

64 Vgl. Koolhaas 1999, 78.

65 Koolhaas 1999, 78.

sich selbst.<sup>66</sup> Neogotische Ornamente und Zierrat der unehrlichen Fassade lassen nicht mehr auf seinen eigentlichen Inhalt, die Funktion eines rein kommerziellen Bürogebäudes, schließen. Durch die Entkoppelung der Hülle von seinem Inhalt ist er für alle nur erdenklichen Nutzungen offen und bricht mit den „moralischen“ Grundsätzen der ehrlichen Moderne „bei der das Äußere gewisse Offenbarungen über das Innere formuliert“, und erspart sich so den „ständigen Wandel der in ihm tobt“ nach außen zu tragen.<sup>67</sup> Der unehrliche Wolkenkratzer ist für Koolhaas genau das Gegenteil der ehrlichen Moderne mit ihren Idealen und Prinzipien, bei der Symbolisches und Funktionales, Innen und Außen sowohl ästhetisch als auch moralisch übereinstimmen müssen.

#### >Pause im Rennen<

Der massive Bau des Equitable Building belegt 1915 vollständig einen ganzen Block von Manhattan. Als Folge erlässt die Stadtplanung 1916 die Zoning Laws. Gebäude, bzw. ihre oberen Geschoße, sind in ihrer Grundform nun mit zunehmender Höhe in Stufen zu verringern um Häuserschluchten zu vermeiden und die Belichtung der Stadt zu gewährleisten.

#### >Im Gepäck die Moderne<

In Europa bleibt der Hochhausboom in den Staaten natürlich nicht unbemerkt. Vollkommen anders organisiert, lassen die historisch gewachsenen Städte eine Implementierung dieses neuen Bautyps anfänglich nur schwer zu. Die anhaltende Wirtschaftskrise und der Beginn des zweiten Weltkrieges tritt ab den 1930er Jahre eine Emigrationswelle los. Unter den Auswanderern sind auch die beiden Architekten Walter Gropius und Ludwig Mies van der Rohe. Sie bringen die Moderne mit in die Staaten. Das Hochhaus erhält durch Mies nun erstmal eine eigene zeitgemäße Formensprache. Für die beiden Wohntürme der Lake Shore Drive Apartments in Chicago sind die fast vollständig verglasten, filigranen, der Stahlskelettkonstruktion vorgehängten Fassaden mit ihren ausgereiften Details kennzeichnend. Ebenso kennzeichnend ist der nutzungsneutrale, freie Grundriss, der eine Adaptierbarkeit der räumlichen Anforderungen in der Funktion gewährleistet. Das 1958 fertig gestellte Seagram Building in New York City wird der Prototyp des modernen Hochhauses. Van der Rohe arbeitet hier mit Philipp Johnson zusammen. Die sichtbare

66 Koolhaas 1999, 96.

67 Koolhaas 1999, 97.

Tragkonstruktion und das ebene, flächige Erscheinungsbild ordnen es dem International Style zu. Es besetzt erstmals nicht sein ganzes Grundstück und verleiht so dem Hochhaus einen repräsentativen Ausdruck. Es nimmt sich zurück, fällt aus der Reihe und springt von der Straßenflucht zurück. Die Stadt erhält so unbewusst eine öffentliche Plaza. Ein absolutes Novum in einer Stadt wie New York City mit ihren extremen Grundstückspreisen.

>Es geht noch höher<

Durch neue Konstruktionsweisen mit selbsttragenden Fassaden wird nun auch bautechnisch die Hülle vom Inhalt entkoppelt. Sie führt ab den 1960ern zu weiteren Höhenrekorden. Mehr noch als zu ihrer Entstehung kennzeichnet nun ihre monumentale Erscheinung die Wolkenkratzer. In ihren neuen Dimensionen werden sie zur Stadt in der Stadt. Die Großform, ihre „Bigness“, ist amoralisch, unarchitektonisch, lässt ab jetzt erst recht keinen Schluss auf Inhalt oder Funktion zu und vollzieht zum Schluß den „most radical break“ und bricht nun auch mit dem urbanen Kontext, „Its subtext is *fuck* context.“<sup>68</sup> Diese „Bigness“ ermöglicht die Mischnutzung und Implementierung aller Funktionen in einem Gebäude und ist so flexibel wie das Kapital mit dem sie errichtet wurde.

>Europa<

Hier werden Hochhäuser bis auf wenige Ausnahmen erst nach dem 2. Weltkrieg errichtet, als sich die politische und finanzielle Situation stabilisiert. Die Schwierigkeit das Hochhaus mit den Zentren der gewachsenen Städten zu vereinen, resultiert in Projekten die mehrheitlich an der Peripherie und auf kriegszerstörten Flächen errichtet wurden. Le Corbusiers Plan Voisin von 1925 mit seinen radikalen Neuordnungsvorschlägen, einer Art Großreinigung des historischen Pariser Stadtzentrums und dessen Ersatz durch in großen Parkanlagen verteilte Hochhausbauten, erscheint nach den Zerstörungen des 2. Weltkrieges nicht mehr so abwegig.<sup>69</sup> Die wirtschaftliche Notwendigkeit für Hochhäuser war in Europa nie wirklich geben, während die rasant steigenden Grundstückspreise in den amerikanischen Großstädten und der hohe Nutzflächenbedarf diese Verdichtung erforderte. Die großen europäischen Städte wollen natürlich an diese Internationalität anknüpfen. Konzentriert angeordnet und in größerer Zahl realisiert worden sind die Wolkenkratzer in London, Paris und Frankfurt. Meist von Banken und großen Unternehmen besetzt, repräsentieren sie symbolträchtig die scheinbare Vormachtstellung des Kapitals und der wirtschaftlichen Stärke.

68 Koollaas 1995, 502.

69 Vgl. Le Corbusier et Pierre Jeanneret 1957, 91-93.

>Das neue, alte Rennen<

Gegenwärtig hat sich das Bauen von Höchhäusern in den Nahen Osten und in den asiatischen Raum verlagert. In den Boomtowns wird erneut ein Wettkampf um das höchste Gebäude ausgetragen um Macht und Reichtum baulichen Ausdruck zu verleihen. Die Symbolkraft ist nach wie vor weit stärker, als die tatsächliche Notwendigkeit dicht zu bauen. Der Kapitalismus mit seinen Prinzipien und weitreichenden Folgen erleben hier ein ungebremstes Revival.

### 4.2.3 Zusammenfassung >Widersprüchlichkeit<

Mit dem Elisabethhochhaus will auch Graz an das moderne, zeitgemäße Bauen anknüpfen und Internationalität in die Landeshauptstadt der Steiermark bringen. Mit dem Hochhaus als einer der „avanciertesten Bauformen der 1950er Jahre“ soll dies gelingen.<sup>70</sup> Das Hochhaus in Kombination mit einem Flach- und Zeilenbau ist ein Lösungsansatz seiner Zeit, der beides zu ermöglichen scheint.

Obwohl auch Lorenz den Flachbau als die „ideale Bauform“ für Familien mit Kindern sieht, kommt für ihn im Wohnbau aus wirtschaftlichen Gründen und wegen der hohen Wohnungsnot nur eine kombinierte Bauweise in Frage.<sup>71</sup> Um diesem Ideal den entsprechenden baulichen Ausdruck zu verleihen, müssen zur Legitimierung des Hochhauses in den historisch gewachsenen Städten Europas rationale Gründe gefunden werden. Denn das Hochhaus, ein Bautyp der amerikanischen, ungerichteten, egalitären Rasterstadt, führt zu einigen Reibungspunkten bei der Implementierung in die historischen zentralisierten Städten des alten Kontinents.

Alle rationalen Gründe der BefürworterInnen, wie die Notwendigkeit der Verdichtung, technischer Fortschritt, Wohnungsraumbedarf oder Erhalt des Grünraums rund um das Gebäude, kennzeichnen das Elisabethhochhaus als ein Bauwerk der Nachkriegsmoderne, die den urbanen Prinzipien der aufgelockerten, durchgrünten Stadt der 1950er Jahre folgt. Um das Elisabethhochhaus realisieren zu können, werden mit politischer Unterstützung beispielsweise Bebauungsdichte, Mindestabstände und Traufhöhen anders als bisher in der Umgebung üblich, neu festgelegt.<sup>72</sup> Die BefürworterInnen nahmen einige Kompromisse auf sich um das Projekt zur Genehmigung zu bringen. Durch Rücksichtnahme auf den

70 Tragatschnig 2013, 180.

71 Vgl. Lorenz 1955, 5.

72 Vgl. Magistrat Graz Verhandlungsschrift 1954, .

Kontext mit seiner bisherigen Struktur stellt der Entwurf „vom Standpunkt des modernen Städtebaues ohnedies eine Kompromisslösung dar“ wird daher von Lorenz „keinesfalls als „radikal modern“ bezeichnet.<sup>73</sup>

Lorenz ging davon aus, dass das Elisabethhochhaus in seiner Form nicht das einzige in seiner Umgebung bleiben wird.<sup>74</sup>

Abseits all dieser rationalen Gründe der Vernunft, die darin bestehen „pragmatische Richtlinien für die weitere Stadtentwicklung zu erarbeiten“, trägt die Arbeit der BefürworterInnen auch „zu jener Wolke der Unterbewußtheit bei“, die eigentlich hinter dem Hochhaus – dem Wolkenkratzer steht, wie es Rem Koolhaas in *Delirious New York* anmerkt?<sup>75</sup> Für ihn als Ghostwriter Manhattans dienen die rationalen Erfindungen nur der Verwirklichung des Irrationalen, des Symbolhaften, der phantastischen Eroberung der Luft.

Der absolute Wille der Beteiligten, das Elisabethhochhaus zu realisieren, lässt Irrationales vermuten. Es mit den Wolkenkratzern Manhattans zu vergleichen, wäre nicht nur der anderen städtischen Dimension wegen vermessen, sondern auch weil das wichtigste Charakteristikum Manhattans, die dichte Aneinanderreihung von Hochhäusern, in der europäischen Stadtplanung der 1950er Jahre nicht vorkommt. Diese stellt mit locker verteilten und gut belichteten Baukörpern in einer großen parkähnlichen, durchgrünten Stadtlandschaft das genau Gegenteil dar. Höhere Baudichte gibt es in Europa primär in den historischen Stadtkernen. In beiden urbanen Konzepten, unabhängig der baulichen Dichte, ist das Hochhaus in dieser Zeit die Regel und keine Einzelercheinung.

Das Elisabethhochhaus hingegen ist in der Kombination von Funktion, Lage und Höhe in Graz eine Ausnahmeerscheinung geblieben. Es ist das nach wie vor höchste Wohngebäude der Stadt.<sup>76</sup> Es Aus dem normativen Ansatz der Nachkriegsmoderne, der das Hochhaus als Mehrfacherscheinung sah, entstand so ungeplanterweise eine individuelle Einzelposition im Stadtgefüge von Graz. Ein Hochhaus nützt „den Stadtraum für sich in einem überproportionalem Ausmaß“ und „je weniger seiner Art es gibt, desto größer ist sein

73 Lorenz 1955, 3-4.

74 Vgl. Lorenz 1955, 4.

75 Koolhaas 1999, 116.

76 Vgl. Hecke 2011.

Gewicht im Stadtbild.<sup>77</sup> Diese >Widersprüchlichkeit< in Bezug auf die Stadtebene, dieses >Alleinstellungsmerkmal<, ist für die BewohnerInnen eine der zentralen >Qualitäten< des Elisabethhochhauses.

77 Klasmann 2004, 83.



## 4.3 >Großzügigkeit< – Ebene des Gebäudes

### 4.3.1 Ausblick auf etwas Besonderes

Die Ansicht eines Hochhauses, das Außen, ist für alle weit hin sichtbar und gerade deshalb intensiver Diskussion ausgesetzt, vermehrt noch in dem Fall einer Einzelercheinung, wie dem Elisabethhochhaus mit seiner zentralen Lage. Die Aussicht, der Blick von innen nach außen, ist unabhängig von der formalen Erscheinung, der Gebäudehülle. Ob diese Aussicht nun privat oder öffentlich ist, trägt maßgebend zur Akzeptanz und Vernetzung von Hochhäusern in ihrem Umfeld bei. Friedrich Achleitner brachte es in einer Diskussion folgendermaßen auf den Punkt: „Zu dem, was das Hochhaus der Stadt zurück geben muß, gehört auch die Aussicht. Es ist undenkbar, daß ein [...] hoher Bau, den jeder in der Stadt sehen muß, für das Publikum gesperrt ist. Man kann nicht die Ansicht eines Wolkenkratzer kollektivieren, die Aussicht aber privatisieren.“<sup>78</sup>

Beim Elisabethhochhaus tritt genau Gegenteiliges ein. Der Ausblick ist ein Privileg der BewohnerInnen und ihrer Gäste. Als privates Wohngebäude ist es nicht öffentlich zugänglich, wirft aber gleichzeitig seinen Schatten auf die darunter liegende Stadt. Die Dachterrasse, der höchste Punkt des Hochhauses, besitzt keine interne oder öffentliche Funktion. Nicht einmal alle BewohnerInnen können sie betreten, da nur die EigentümerInnen Zugang haben. Gegenwärtig ist sie ohne besondere Funktion, nur eine einfache Brüstung trennt die Fläche vor der Tiefe – zu gefährlich wäre im Moment eine Nutzung.

Ab dem 6. Geschoß ermöglicht das Hochhaus seinen BewohnerInnen, über den Dächern der gründerzeitlichen Stadt zu sein. Ein paar Stockwerke darüber lassen sich bereits die roten Ziegeldächer der Grazer Altstadt betrachten. Noch ein Stück weiter oben befinden sich die Wohnungen auf gleicher Höhe mit dem Wahrzeichen der Stadt, dem Uhrturm. Der Ort, an dem es steht, die unmittelbare Nähe zum historischen Zentrum, ist daher von zentraler Bedeutung. „Manchmal hat man schon ein schlechtes Gewissen, hier morgens aufstehen zu dürfen und auf den Schlossberg zu blicken“<sup>79</sup> teilt ein/e der InterviewpartnerInnen mit. Das Hochhaus agiert in seiner Höhe parasitär und ernährt sich von den Besonderheiten der Stadt, auf die es blickt. Diese >Großzügigkeit< ist für seine BewohnerInnen eine besonders wichtige >Qualität<.

78 Achleitner zit. n. Klasmann 2004, 84-85.

79 Interview 3.

Bei den Interviews geben nicht alle Befragten an, dass die Höhe des Elisabethhochhauses als Alleinstellungsmerkmal relevant ist. In den einzelnen Gesprächen erwähnten aber alle den besonderen Ausblick, der von den oberen Geschossen des Hauses genossen werden kann. Für die ErstbewohnerInnen ist die Höhe durchaus ein Grund, im Elisabethhochhaus eine moderne und großzügige Wohnung zu kaufen. Die Wartelisten waren dementsprechend lang. Auch die Architektur, das formale Erscheinungsbild des Elisabethhochhauses, spielt damals für eine Interviewpartnerin eine große Rolle. Sie findet, selbst nach all den Jahren, das „Elisabethhochhaus sei das eleganteste Hochhaus von Graz – das Auge kann beim Betrachten ruhen.“<sup>80</sup> Regelmäßig befinden sich am schwarzen Brett des Hauses Anschläge von kaufinteressierten Personen.<sup>81</sup> In einem Interview wird erwähnt, dass ein Hochhaus in Graz erst ab dem 5. bis 8. Obgerschoß interessant für eine Wohnnutzung sei, da ab hier über die Dächer geblickt werden kann. In den Stockwerken darunter könnten ohne Probleme Büros sein. „Bis zum 16. Obergeschoß hat man gerade noch das Gefühl, in der Stadt zu wohnen. Darüber schwebt man bereits über der Stadt.“<sup>82</sup>

### 4.3.2 Großzügig Wohnen

Welche Personen sind zu Beginn in das Elisabethhochhaus eingezogen?

Ist die >Großzügigkeit< des Hauses und seiner Wohnungen ein wichtiger Punkt in ihrer Vorstellung von einem zeitgemäßen, modernen Leben?

Wie hat sich die Struktur der BewohnerInnen im Laufe der Zeit verändert?

Das Elisabethhochhaus ist mit der Intention gebaut worden, dem großen Mangel an Wohnungen entgegen zu wirken. Mit hauptsächlich 4 Zimmern, Küche, Bad und WC in der Wohnung sind sie trotz der hohen Förderungen durch den Wohnungswiederaufbaufond eher an Personen aus des guten Mittelstands adressiert. Ein Personenkreis mithin, der aus finanzieller Sicht nicht so sehr von dieser Wohnungsnot betroffen ist.<sup>83</sup> Eingezogen in die Eigentumswohnungen sind vorwiegend AkademikerInnen, Angestellte in jungem bis mittlerem Alter, am Bau des Elisabethhochhaus Beteiligte, jedoch keine ArbeiterInnen.<sup>84</sup>

80 Interview 4.

81 Vgl. Interview 4.

82 Interview 3.

83 Vgl. Interview 2.

84 Vgl. Interview 2+3+4.

Karl Raimund Lorenz soll sich ebenfalls eine Wohnung reservieren haben lassen, ist aber nie im Elisabethhochhaus eingezogen.<sup>85</sup>

In einem Hochhaus gibt es feine Differenzierungen. Trotz des einheitlichen, rationalen Grundrisses ist es von Bedeutung, in welchem Stockwerk eine Wohnung situiert und ob sie primär Richtung Westen zur Altstadt oder gegen Osten orientiert ist. Der ehemalige Bauführer des Elisabethhochhauses und die Tochter eines verantwortlichen Bauingenieurs sind als ErstbewohnerInnen selbst in das oberste Geschoß eingezogen.

Die zu Beginn relativ homogene BewohnerInnenstruktur (Paare und Familien) spiegelt sich im Wohngefühl wider. Dieses wird als „ein lustiges und schönes Wohnen mit vielen Kindern im Haus“ beschrieben.<sup>86</sup> Für die ErstbewohnerInnen ist das Elisabethhochhaus etwas Neuartiges, sehr modern und vor allem sehr großzügig. Das ist vermutlich auch ein Grund, hier eine Wohnung zu kaufen. Das Haus repräsentiert ihre Vorstellung eines zeitgemäßen Lebensstils.

Um Spekulationen zu unterbinden, gibt es für die ersten fünfzehn Jahre ein Veräußerungs- und Vermietverbot außerhalb der Familie. Nach dem Ende dieses Verbotes sind nicht sehr viele Wohnungen verkauft worden.

Dem Grundbuchauszug nach verkaufen gegenwärtig circa ein Drittel der ErstbewohnerInnen ihre Wohnungen. Etwa zehn Prozent befinden sich noch im Besitz der ErstbewohnerInnen und der Rest ist innerhalb der Familie weiter vererbt, geschenkt oder übergeben worden. Einige der Wohnungen sind nach wie vor von EigentümerInnen der ersten Stunde bewohnt. Ein großer Teil von ihnen ist gegenwärtig frei vermietet.<sup>87</sup>

Mittlerweile wohnen wenige Familien im Elisabethhochhaus. Es gibt eine Zeit, in der viele Paare im Haus leben. Als sie jedoch Kinder bekommen, ziehen sie wieder weg. Neben der guten Tauglichkeit der Wohnungen für Wohngemeinschaften, tragen die perfekte Lage im Stadtgefüge und die Nähe zu den Universitäten dazu bei, dass sich die studentischen BewohnerInnen in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren zur größten dort lebenden Gruppe entwickeln.<sup>88</sup> Gemäß den groben Informationen aus der systematischen Beobachtung belegen sie in etwa ein Viertel aller Wohnungen.

85 Vgl. Lorenz, Paul zit. n. Plankensteiner 2001, 331.

86 Interview 4.

87 Vgl. Interview 4., Vgl. Grundbuchauszug.

88 Vgl. Interview 3.

Für Familien mit klassischem Anspruch an das Wohnen, so glauben die Befragten, ist das Elisabethhochhaus eher weniger interessant. Die überdurchschnittlich großen Wohnungen mit 106 m<sup>2</sup> Nutzfläche und hohe Betriebskosten erschweren die Leistbarkeit.

Für eine der befragten Eigentümerinnen, die im Moment noch keine Kinder hat, stellt sich im Fall des Eltern-Werdens nicht die Frage eines Umzuges. Eher denkt/spekuliert wird auf die Möglichkeit, eine Nachbarwohnung zu erwerben und zwei Einheiten zusammen zu schließen. Für jene InterviewpartnerInnen, die bereits Kinder haben bzw. hatten, stellt/stellte sich nie die Frage eines Umzuges in ein Einfamilienhaus oder eine andere Wohnung.<sup>89</sup>

Die ErstbewohnerInnen kennen sich relativ gut. Zur Zeit des Einzuges sind sie alle in einem ähnlichen Alter und Lebensabschnitt. Es gibt viel Nachbarschaftshilfe. Treffpunkte sind der Lift, die gemeinschaftlich genutzte Waschküche, der Bereich um die Sandkiste vor dem Haus oder früher im großen ADEG Supermarkt, der im Gebäudeteil an der Elisabethstraße untergebracht war.<sup>90</sup> Heute kennen sich viele BewohnerInnen zumindest vom Sehen und grüßen sich außerhalb des Hauses. Aktuelle Treffpunkte im Gebäude sind der Bereich mit den Briefkästen/Fahrrädern im Eingangsbereich und nach wie vor die Waschküche im Untergeschoß. Der wichtigste Treffpunkt ist auch gegenwärtig der Lift. Je zwei Lasten- und Personenaufzüge erschließen paarweise die geraden bzw. ungeraden Geschoße. Auf Grund der Gebäudehöhe benützen die BewohnerInnen hauptsächlich die Aufzüge, um zu ihren Wohnungen zu gelangen. Personen, die in geraden Stockwerken wohnen, kennen daher eher Personen die ebenfalls in geraden Stockwerken wohnen, gleiches gilt in umgekehrter Weise für die ungeraden Stockwerke. Die Befragten jüngeren und mittleren Alters geben an, dort eher mit älteren BewohnerInnen ins Gespräch zu kommen.<sup>91</sup>

Durch den aktuell stattfindenden Generationswechsel verändern sich die sozialen Bezüge innerhalb des Hauses. Die unmittelbaren Nachbarn im gleichen, manchmal auch die im darunter und darüber liegenden Stockwerk, kennen sich in der Regel. Eine der Befragten meint, dass nicht mehr oder weniger Kontakt stattfindet, als z.B. in einem anderen Mehrparteienhaus.<sup>92</sup>

89 Vgl. Interview 2.

90 Vgl. Interview 4.

91 Vgl. Interview 1+2.

92 Vgl. Interview 4.

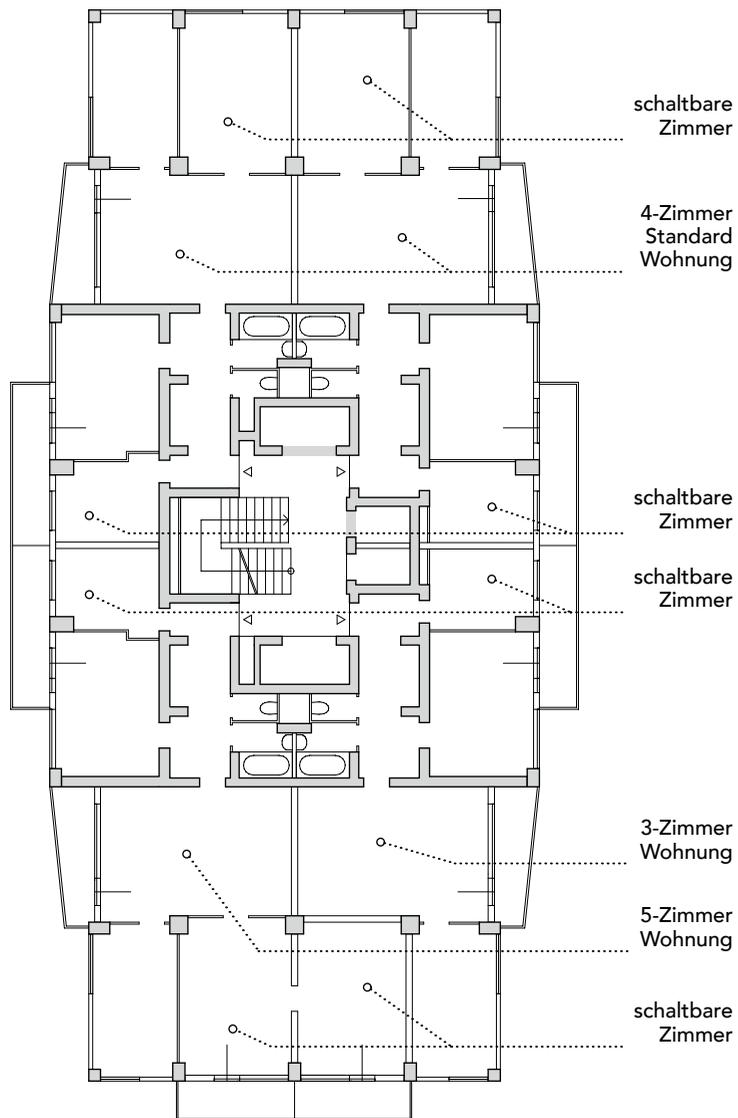
### 4.3.3 Der fast freie Grundriss

Ihren Ursprung im strukturellen Konzept der Maison Dom-Ino von Le Corbusier werden im freien Grundriss tragende Wände durch Stützen ersetzt und ermöglichen somit eine freie Raumteilung mittels nicht-tragender Elemente.

Die Konzeption des Elisabethhochhauses mit seinen gleichen und repetitiven Etagen ermöglicht die flexible Organisation der Grundrisse. Außerhalb des tragenden Stahlbetonkerns erlauben Stützen und nicht-tragende Zwischenwände bereits innerhalb einer Wohnung eine variable Zimmerteilung. Bei gleicher Grundfläche und separater Küche kann eine 4-Zimmer- (ca. 106 m<sup>2</sup>) in eine 3- oder eine 2-Zimmer-Großwohnung transformiert werden. Mehrere Installationsschächte erlauben die variable Position der Küche. In der ursprünglichen Konfiguration befindet sich diese im Bereich gegenüber der Eingangstüre oder gegenüber dem Sanitärbereich. So können sich die BewohnerInnen entweder für ein großes Zimmer und eine kleine Küche entscheiden oder umgekehrt. Für eine Unterteilung in drei Zimmer ist der Bereich etwas zu schmal, aber möglich. Die im Zuge dieser Arbeit besichtigten Umbauten neueren Datums zeigen noch eine dritte Möglichkeit der Küchenpositionierung im Bereich des Wohnzimmers an der Wohnungstrennwand.

Schaltbare Zimmer zwischen den einzelnen Wohnungen erhöhen zusätzlich die Flexibilität in der Nutzung. Daher gibt es bereits von Beginn an kleinere 3-Zimmer- und größere 5-Zimmer-Wohnungen. Basierend auf den Nutzflächenanteilen im Grundbuch gibt es geschätzt 9 x 3-Zimmer-, 84 x 4-Zimmer- und 7 x 5-Zimmer-Wohnungen. Die Pläne, auf denen sich das Wohnungseigentum von 1969 gründet, zeigen im Vergleich zu den gegenwärtigen Nutzflächenanteilen, dass sich an der Größe der einzelnen Wohnungen innerhalb einer Etage, zumindest so lange sie verschiedene EigentümerInnen haben, nichts verändert hat. Von der Möglichkeit, einzelne Zimmer zwischen den Wohnungen zu schalten, nahmen unterschiedliche EigentümerInnen im Nachhinein nicht Gebrauch. Geschoßübergreifende Zusammenlegungen von Wohnungen fanden bis dato nicht statt. Ob dies aus statischen Gründen überhaupt möglich ist, könnte gesondert betrachtet werden. Nach heute üblichen Maßstäben sind die innenliegenden Sanitärbereiche im Elisabethhochhaus relativ klein bemessen. Entgegen den damaligen Verhältnisse in anderen Altbauten, mit mehrheitlich Wohnungen ohne eigenem Bad und geteiltem WC am Gang,

Abb. 13 OG5 - OG24 Regelgeschoß 1/250  
Schaltbarkeit Zimmer, Tragstruktur hervorgehoben



ist es jedoch besonders, diese überhaupt innerhalb der privaten Einheit vorzufinden.<sup>93</sup> Große Einbauschränke im Vorraum gleichen fehlende Abstellräume aus.

Anhand der Grundkonzeption des Elisabethhochhauses wird deutlich, dass die Möglichkeiten des freien Grundrisses bis jetzt nur innerhalb eines einmal gesetzten Rahmens, im Ausmaß des Wohnungseigentums, ausgeschöpft werden. Die zusätzliche Option der schaltbaren Zimmer zwischen unterschiedlichen Wohnungen wird nicht in Anspruch genommen. Ob dies nun besitzrechtliche Gründe, resultierend aus der Eigentumsstruktur hat, oder einfach nur mangels Notwendigkeit der Fall ist, kann an dieser Stelle nicht gesagt werden. Das Potential des freien Grundrisses, sich unabhängig von der statischen Struktur des Hauses zu organisieren, wird von den BewohnerInnen im Elisabethhochhaus nicht vollständig in Anspruch genommen.

Ein vergleichender Blick auf den Tour Bois le Prêtre zeigt, wie die Qualitäten des freien Grundrisses umfassender genutzt werden können. Die ArchitektInnen Druot, Lacaton & Vassal hinterfragen den freien Grundriss als „rein ästhetischer Begriff [...], der wie bei Mies van der Rohe zum idealen Raum überhöht wird, der scheinbar für alles offen ist, aber letztlich keine Veränderung erlaubt.“<sup>94</sup> In ihrer Adaptierung werden tiefgreifende, räumliche Veränderungen durchgeführt, in denen auch Wohnungstrennwände verschoben werden. „Die den Benutzern versprochene Flexibilität der Raumorganisation“<sup>95</sup> im freien Grundriss wird hier tatsächlich eingelöst und ermöglicht es, das Gebäude an die Anforderungen der Gegenwart anzupassen.

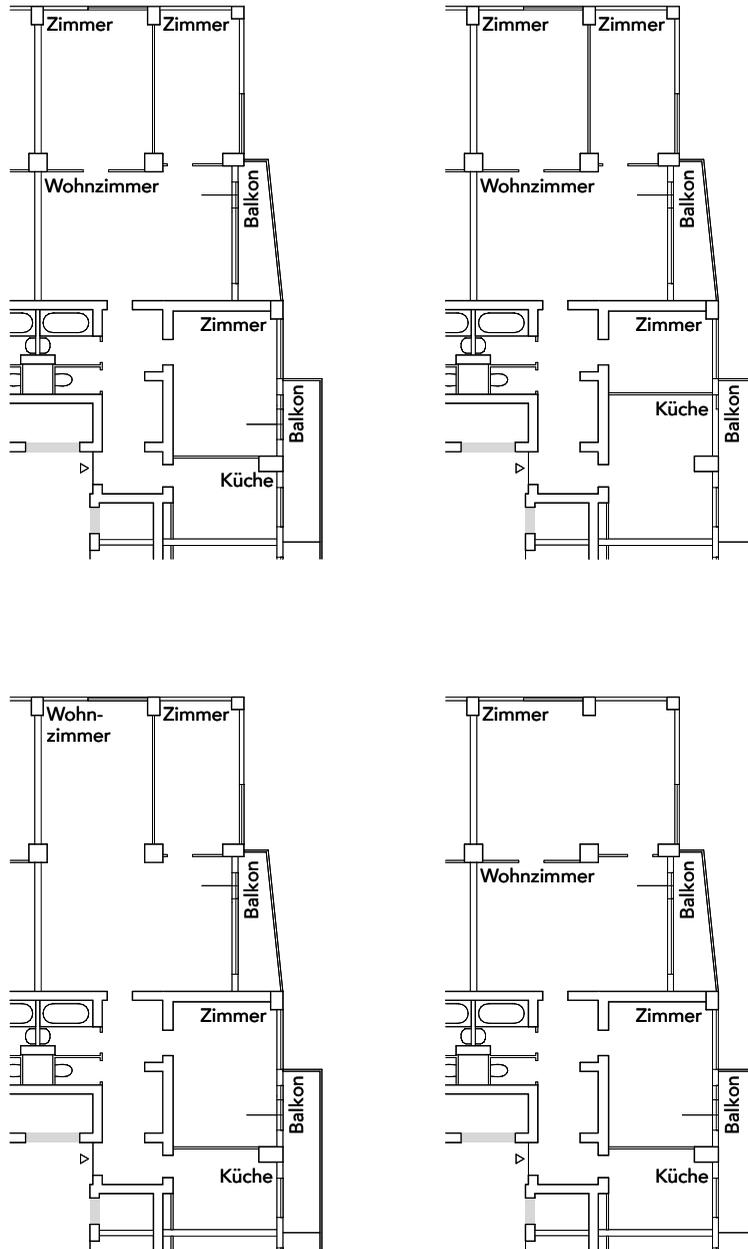
Der Tour Bois le Prêtre ist im Gegensatz zum Elisabethhochhaus ein sozialer Wohnbau mit Mietwohnungen. Umbauten oder Sanierungen in diesem Ausmaß sind hier um einiges leichter durchzuführen als bei einem Haus mit zahlreichen EigentümerInnen. Im Elisabethhochhaus wäre es notwendig, Mehrheiten für diese Art von Aufgaben unter ihnen zu bilden.

93 Vgl. Interview 4.

94 Ruby 2012, 74.

95 Ruby 2012, 74.

Abb. 14 2- bis 4-Zimmer-Standardwohnungen 1/250  
Variation Zimmer und Position Küche



#### 4.3.4 Zusammenfassung >Großzügigkeit<

In der Konzeption des Elisabethhochhauses ist das Optionale, die Möglichkeit Veränderungen durchzuführen, die zum Entstehungszeitpunkt noch nicht bekannt sind, bereits als großzügiger Mehrwert im freien Grundriss programmatisch verankert. Unabhängig, ob diese Möglichkeiten in Anspruch genommen werden, stehen sie abrufbereit zur Verfügung. Trotz des einheitlichen Grundsystems mit vier 4-Zimmer-Wohnungen pro Etage gibt es unzählige Varianten der Adaptierung. Auch innerhalb eines Standards, wie es ihn in der Nachkriegsmoderne üblich ist, sind gute Möglichkeiten der Individualisierung gegeben. Bei Bedarf lassen sich offene oder zusammenhängende Bereiche schaffen, Räume variabler nutzen und gegebenenfalls an sich verändernde Anforderungen anpassen. Den Räumen ist so indirekt keine definitive Nutzung zugewiesen und aus einem Kinderzimmer kann problemlos ein adäquates Büro werden. Dieser generöse Ansatz des freien Grundrisses, erlaubt es, Möglichkeiten für zukünftige Entwicklungen bereit zu halten. Wie die Analyse ergibt, machen die EigentümerInnen der einzelnen Wohnungen im Elisabethhochhaus mehrmals davon Gebrauch. Wohnungsübergreifende Veränderungen sind dagegen sehr selten.

Ein weiterer Grund für die wenigen Veränderungen liegt auch im Wandel der Struktur der BewohnerInnen. Waren es ursprünglich Familien, für die das Elisabethhochhaus gebaut wurde, so ist die Situation heute viel differenzierter. Etwa ein Viertel der Wohnungen sind gegenwärtig von StudentInnen bewohnt. Die 4-Zimmer-Standardwohnung eignet sich ebenso für die Nutzung als Wohngemeinschaft und muss hierfür nicht adaptiert werden.

Die großzügigen Wohnungen selbst mildern das Fehlen von heute im Wohnbau üblichen Gemeinschaftsbereichen oder adäquaten Grünflächen ab. Eine mögliche Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, wäre, ob das Fehlen von Gemeinschaftsräumen oder halböffentlichen Aufenthaltsbereichen als nachteilig betrachtet wird und ob diese in einer bestimmten Form implementierbar wären. In den Interviews stellt sich heraus, dass das Elisabethhochhaus als Eigentümergemeinschaft individuell und nicht genossenschaftlich verwaltet wird. Prinzipiell leben die BewohnerIn relativ anonym im Haus. Von den Befragten wird das nicht unbedingt als Nachteil gesehen.

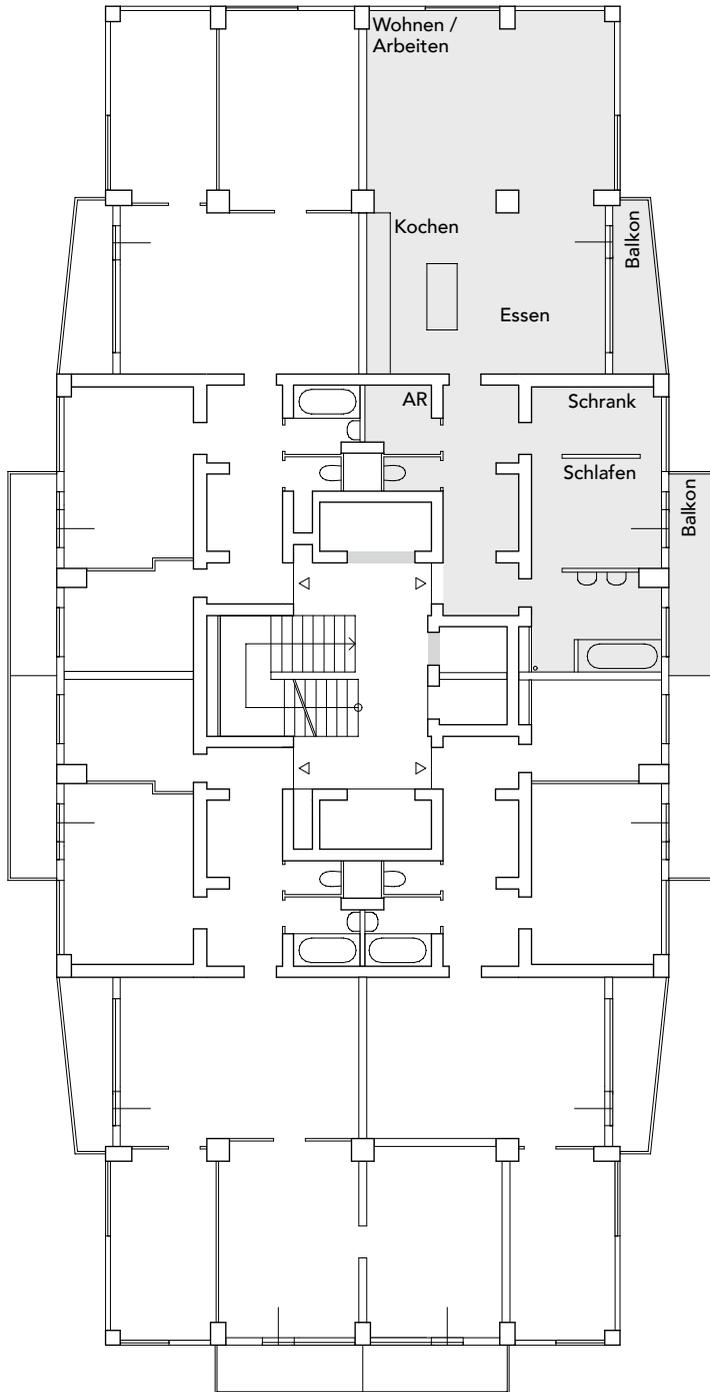
Betreffend dem Privileg des Ausblicks unterstreichen die Untersuchungen ganz klar, dass diese >Qualität< von großer Wichtigkeit ist. Im Fall des Elisabethhochhauses führt sie aber nur in Kombination mit seiner Lage in der Stadt zu dieser >Großzügigkeit<.



Angenommen, das Elisabethhochhaus stünde in gleicher Form an der Peripherie von Graz, ohne etwas Besonderes in seiner Nähe zu haben, auf das sich blicken ließe, wäre diese >Qualität< der >Großzügigkeit< nicht mehr in der Form relevant. Der Ausblick aus dem Elisabethhochhaus, der es ermöglicht, die darunter liegende Stadt, aufgeladen mit dem Status als Weltkulturerbe in ihrer Gesamtheit zu erfassen, ist mehr als großzügig für ein privates Wohngebäude.

Zusammengefasst sind daher Komponenten von Ausblick, Lebensgefühl und Möglichkeiten der freien Grundrisse jene >Qualitäten<, die das Elisabethhochhaus großzügig machen. In welcher Form sich das Haus in seiner >Adaptierbarkeit< konkret an die Anforderungen und Veränderung seiner BewohnerInnen anpassen kann, wird im folgenden Teil beleuchtet.

Abb. 15 Umbau 4-Zimmer-Standardwohnungen  
in 2-Zimmer-Großraumwohnung 1/200



## 4.4 >Adaptierbarkeit< – Ebene der Wohnung

Die folgenden Grundrisse zeigen exemplarische Umbauten im Elisabethhochhaus. Ergänzende biografische Aspekte der EigentümerInnen vermitteln die Beweggründe, die eine Adaptierung erforderlich machen. Anhand dieser Beispiele lassen sich einige der Möglichkeiten in der Grundrisskonzeption des Elisabethhochhauses sehr gut veranschaulichen. Die Pläne sind nicht im Detail exakt oder genau aufgemessen, sondern stellen rein den Charakter der Umbauten dar.

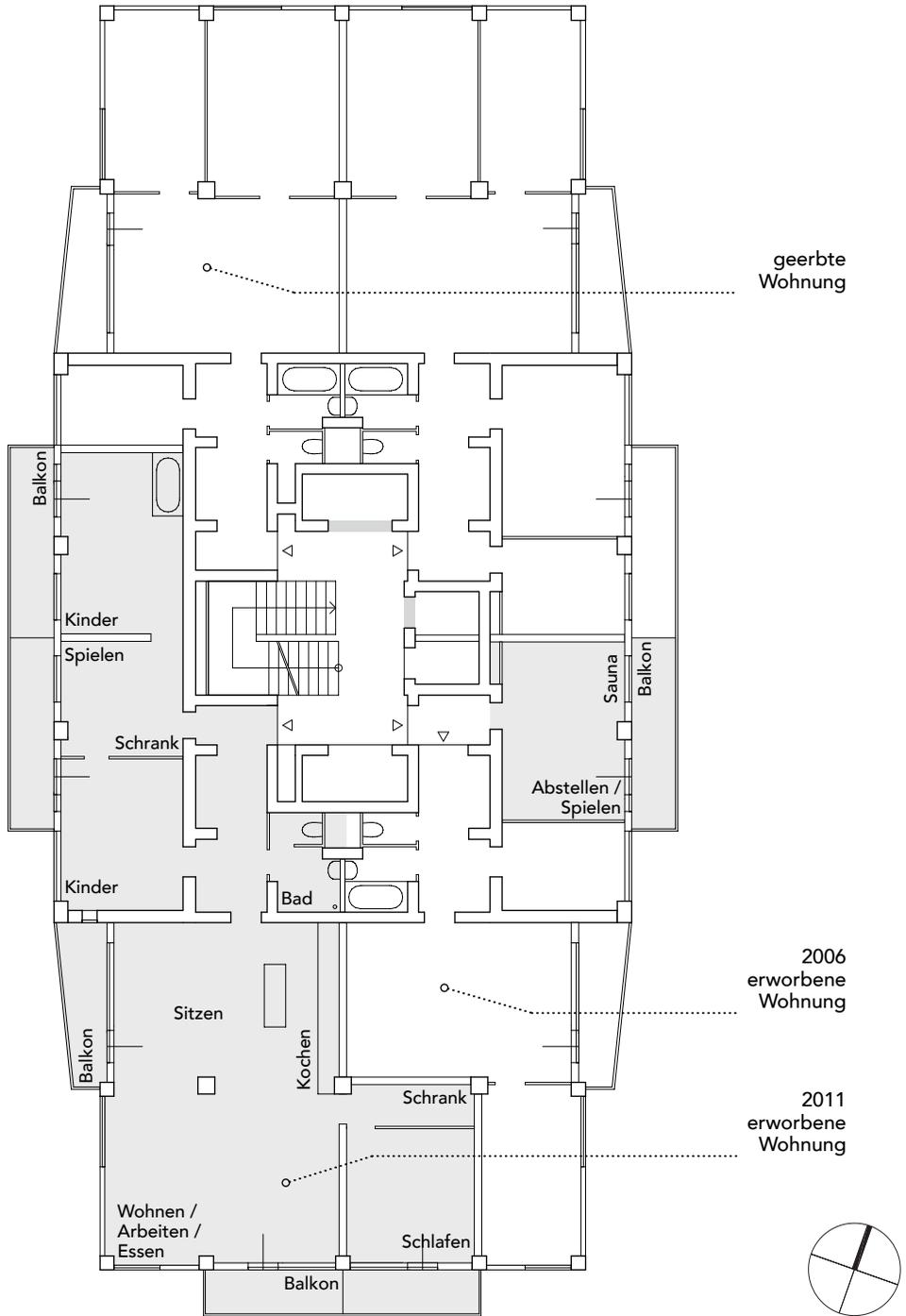
### 4.4.1 Umbau einer 4-Zimmer-Standardwohnung in eine 2-Zimmer-Großraumwohnung

Die im mittleren Gebäudebereich situierte Wohnung ist Richtung Nord-Ost orientiert und wird von zwei Personen bewohnt. Die Eltern der Eigentümerin erwarben die Wohnung 2004 zum Beginn ihrer universitären Ausbildung. Bis zum Ende ihres Architekturstudiums ist sie als Wohngemeinschaft genutzt worden. Ein wichtiger Faktor während der Nutzung als Wohngemeinschaft war für die Eigentümerin das vorhandene Wohnzimmer, das als Gemeinschaftsraum fungierte. Die ursprüngliche Küche ist doch sehr klein. 2012 ist der Lebenspartner der Eigentümerin eingezogen.

Im gleichen Jahr findet ein umfassender Umbau statt. Die nicht-tragenden Wände zwischen Wohn- und den zwei angrenzenden Zimmern werden entfernt. So entsteht ein Großraum, der alle Funktionen wie Kochen, Essen, Wohnen und Arbeiten beinhaltet. An die alte Position der Küche rückt das Badezimmer, das nun direkt an das Schlafzimmer grenzt. Die vorhandenen Installationsschächte ermöglichen diesen Wechsel ohne größere Probleme. An der Stelle des alten Badezimmers befindet sich heute ein Abstellraum.

Neben den räumlichen Umbauten lassen die BewohnerInnen auch alle Leitungen und Böden erneuern. Die Stahlbeton-Rippen-Decken, ursprünglich verkleidet mit einer abgehängten Decke, wird während des Umbaus freigelegt und so belassen. Durch diese Maßnahme erhöht sich die grundsätzlich einheitliche Raumhöhe von 2,60m im Wohn-/Koch-/Arbeitsbereich auf ca. 2,85m zwischen den Rippen. Diese Maßnahme wirkt sich positiv auf das Raumempfinden aus, da durch die >Qualität< von höheren Decken die Raumfläche sehr viel großzügiger wirkt. Schalltechnisch hat die nunmehr fehlende, abgehängte Decke eher negative Auswirkungen, da die massive Betonplatte über den Rippen und der darüberliegende Fußbodenaufbau sehr dünn sind und somit selbst keine entsprechende schallschluckende Baumasse aufweisen.

Abb. 16 Umbau / Erweiterung 4-Zimmer-Standardwohnung  
mit 2 zugeschalteten Zimmern 1/200



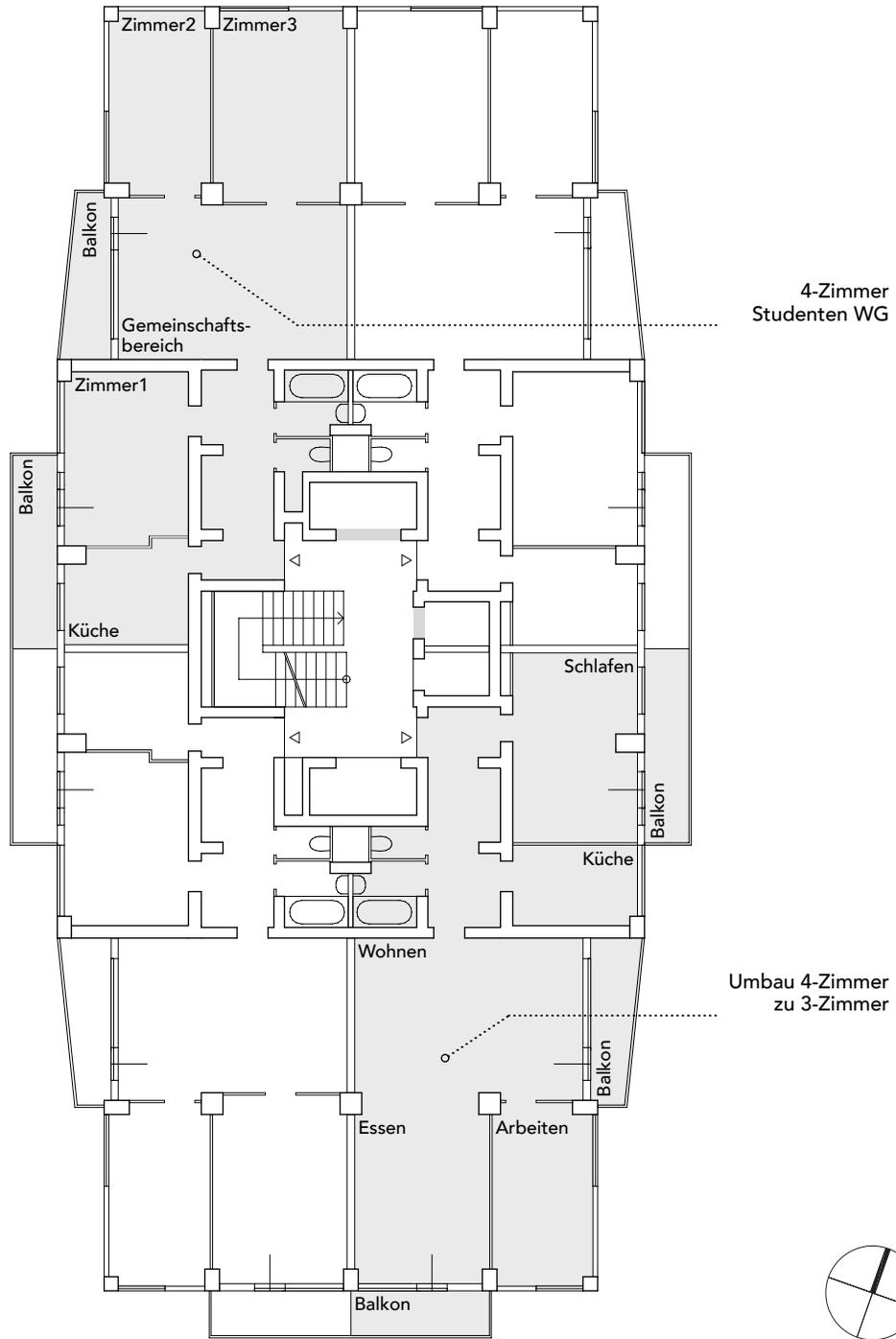
Eine der zentralen Qualitäten in den Wohnungen des Elisabethhochhauses ist für sie die >Anpassbarkeit< der Wohnung an verschiedenste Lebenssituationen. Alle bisherigen Phasen in ihrem Leben können so räumlich in ihrer Wohnsituation relativ gut berücksichtigt werden.

#### 4.4.2 Umbau einer 4-Zimmer Standardwohnung und Erweiterung mit zwei zugeschalteten Zimmern

Die gegenwärtige Eigentümerin erbt von ihren Großeltern eine 3-Zimmer-Wohnung mit der Größe von 80m<sup>2</sup> im oberen Gebäudebereich. 2006 erwerben sie und ihr Mann eine zweite und 2011 eine dritte Wohnung in der selben Etage. Letztere, eine nach Süd-West orientierte Wohnung, unterziehen sie einer umfassenden Adaptierung. Durch zwei zugeschaltete Zimmer wird die Wohnung, in der sie zusammen mit ihren zwei Kindern leben, auf 5 Zimmer und ca. 150m<sup>2</sup> vergrößert. Die geerbte 3-Zimmer-Wohnung gibt ein Zimmer an die nunmehrige Hauptwohnung ab und ist im Moment vermietet. Teile der zweiten, gekauften Wohnung dienen der Familie als großzügiger Abstellbereich sowie Spielbereich für die Kinder. Zum Balkon hin befindet sich eine Sauna. Die restlichen zwei Zimmer der Wohnung sind noch einmal räumlich abgetrennt und sind ebenfalls vermietet. Nach der Entfernung von nicht-tragenden Zwischenwänden und der Zusammenlegung von Wohnzimmer und zwei Einzelzimmern, bildet nunmehr ein großer Zentralraum das Herz der Wohnung, in dem gekocht, gegessen, gespielt, gewohnt und gearbeitet wird. Angrenzend an diesen Bereich befindet sich in einem zugeschalteten Zimmer der Schlafbereich der Eltern. Auf den Eingangsbereich folgt ein Durchgangszimmer, das als Schrankraum und Spielzimmer genützt wird, dieser Verteilerraum erschließt die beiden Kinderzimmer. Eines davon befindet sich in einem zugeschalteten Raum aus der angrenzenden Wohnung. Die Badewanne steht in einer Raumecke. Das eigentliche Badezimmer ist an der ursprünglichen Position verblieben, das Mauerstück zum Vorraum ersetzt eine transluzente/gläserne Regalwand.

Die räumliche Trennung der verschiedenen Bereiche erfolgt über sehr schmale Türen nahe den Raumecken. Mittels differenzierter Erschließungen der einzelnen Zimmer werden unterschiedliche Möglichkeiten in der Begehung geschaffen. Neben der Neuorganisation finden auch umfassende technische Sanierungsarbeiten (Leitungen, Böden usw.) statt. An Stelle der alten Türen und Fenster zu den Balkonen sind nun raumseitig großzügige Schiebefenster eingebaut. Durch die Aufnahme der alten vertikalen Sprossenteilung und der

Abb. 17 4-Zimmer-Wohngemeinschaft  
Umbau 4-Zimmer-Wohnung zu 3-Zimmer-Wohnung 1/200



transluzenten Drahtglas-Balkonbrüstung treten diese Maßnahmen nach außen hin nicht stark in Erscheinung und verändern die Fassadenwirkung des Elisabethhochhauses kaum. Die raumseitige Anordnung der Fenster hat den positiven Effekt, eine größere Balkontiefe zu generieren. Bei vollständig geöffneten Schiebetüren erweitert der Balkon den Wohnraum. Bei der umfassenden Begutachtung des Altbestandes stellen die EigentümerInnen fest, dass die originalen Fenster sehr hochwertig sind. Im Zuge einer Sanierung bei gleichbleibender Dimension empfehlen sie den Stock zu belassen und nur die Flügel zu tauschen, da der Anschluss Fensterstock-Mauerwerk immer eine Schwachstelle darstellt.

In den beiden Kinderzimmern findet ebenfalls ein Fensteraustausch statt. Die neuen Verglasungen haben nun ein niedrigeres Parapet. Der den Kinderzimmern vorgelagerte Balkonbereich ist nun mehr mit dem Innenraum verbunden und kann besser genützt werden.

Die Aussagen der EigentümerInnen verdeutlichen die bauphysikalisch fragile Konstruktion des Elisabethhochhauses. Alle Bauteile sind auf ein Minimum reduziert. Die nicht-tragenden Außenwände aus Dursiol-Mantelbetonsteinen sind sehr dünn, die Pfeiler sind gegen den Körperschall mit dünnen Polystyrolplatten verkleidet und verputzt. Ebenso minimal dimensioniert sind die massive Deckenkonstruktion und die Höhe der Fußbodenaufbauten. Umbauten müssen sehr genau dokumentiert und fachlich abgeklärt werden, um das Funktionieren des Gesamtsystems Elisabethhochhaus zu gewährleisten, meinen die EigentümerInnen.<sup>96</sup> Im Haus selbst gibt es immer wieder Schäden an den vertikalen Fallleitungen. Problematisch ist, dass die Versicherungen nur den Tausch eines ein Meter langen Rohrstückes bezahlen und nicht den Tausch eines Standard Stückes mit drei Metern Länge. Die Anzahl der Stöße und daher jene von zukünftig möglichen Schwachstellen vervielfacht sich dadurch.

Ein Nachteil für sie als Familie ist das Fehlen von Grünflächen und adäquaten Spielmöglichkeiten im Freien. Diese könne man aber leicht mit etwas Kreativität umgehen. Im Umfeld des Elisabethhochhauses befinden sich viele öffentliche Grünflächen (Gelände der Universität Graz, Stadtpark, Park der Universität für Musik und Darstellende Kunst) die für Tätigkeiten wie „das Hausaufgaben-Machen im Freien“ aufgesucht werden können.<sup>97</sup>

96 Vgl. Interview 3.

97 Interview 3.

#### 4.4.3 Standard 4-Zimmer-Wohnung – studentische Wohngemeinschaft

Die studentischen BewohnerInnen stellen mittlerweile die größte Gruppierung im Elisabethhochhaus dar. Die Standardwohnung, gedacht für eine Familie mit zwei Kindern, gewährleistet trotz des Durchgangszimmers eine optimale Lösung für eine 3 Personen-Wohngemeinschaft. Der vorhandene Gemeinschaftsraum ist förderlich für ein gutes Zusammenleben. Ältere Wohnungen in den unteren Stockwerken dürften trotz der Größe von 106 m<sup>2</sup> einen relativ geringen Mietpreis haben. In einem geführten Interview stellt sich heraus, dass für eine Wohnung im 2. Obergeschoß gesamt 790 Euro inkl. Betriebs- und Heizkosten verrechnet werden. Die Mietpreise für kürzlich ausgeschriebene 4-Zimmer-Wohnungen in oberen Stockwerken liegen im Moment bei 1.100 - 1.200 Euro.

#### 4.4.4 Standard 4-Zimmer-Wohnung – Umbau zu einer 3-Zimmer-Wohnung

Die Eigentümerin gehört zu den BewohnerInnen der ersten Stunde. Ihr Vater hat als Bauingenieur am Elisabethhochhaus mitgearbeitet. So schlägt es die Familie aus Wien nach Graz, als sie 13 Jahre alt war. Dort wohnen sie zuerst im Hochhaus in der Hanuschgasse. Ihre Eltern kaufen dann eine Wohnung im Elisabethhochhaus für sie. Bereits vor der eigentlichen Fertigstellung zieht sie zusammen mit ihrem Mann in eine der obersten Wohnungen ein. Später kommen noch zwei Kinder dazu. Mittlerweile lebt die pensionierte Lehrerin alleine in ihrer Wohnung. Nach dem Auszug ihrer Kinder entfernt sie die nicht-tragende Innenwand eines Zimmers und erhält dadurch einen großzügigeren Wohn-/ Essbereich. Auch hier zeigt sich, dass sich die Wohnungen ohne Probleme an die jeweilige Lebenssituation anpassen können. Sollte es einmal notwendig sein, ist ihre, sowie auch alle anderen Wohnungen im Haus, barrierefrei erreichbar.

#### 4.4.5 Zusammenfassung >Adaptierbarkeit<

Anhand der Untersuchungen lässt sich feststellen, dass die Wohnungen den Anforderungen ihrer BewohnerInnen gerecht werden. Auf sich ändernde Anforderungen in der Nutzung kann innerhalb einer Wohneinheit durch verhältnismäßig einfache Umbaumaßnahmen räumlich gut reagiert werden. Abgesehen von bauphysikalischen Aspekten, die durch die fehlende Baumasse eher im Bereich des Schallschutzes liegen, sind Umbauten zumindest im konstruktiven Bereich relativ einfach durchführbar. Der freie Grundriss und die nicht-tragenden Zwischenwände bieten eine große Flexibilität in der Raumaufteilung. Die >Qualität< der >Adaptierbarkeit< ist daher, exemplarisch untersucht, auf jeden Fall gegeben. In welcher Art und welchem Ausmaß Umbauten in anderen Wohnungen durchgeführt worden sind, könnte eine mögliche Frage für zukünftige Untersuchungen sein.





Abb. 18 Über den Dächern der Elisabethstraße - Richtung Osten (vorherige Seite)

## 5 Conclusio und Ausblick

Wie die Untersuchungen ergeben, sind die großzügigen Grundrisse zentrale >Qualitäten< in der Nutzung des Elisabethhochhauses. Mehrheitlich nicht-tragende Innenwände und flexibel zuschaltbare einzelne Zimmer, erlauben es, eine Wohnung ohne Probleme an verschiedene Lebenssituationen anzupassen. Der freie Grundriss im Elisabethhochhaus ist somit nicht im ästhetischen Sinn frei, sondern ermöglicht seinen BewohnerInnen in der Realität Freiheiten, in dem sich Veränderungen in der Nutzung auch baulich schnell umsetzen lassen. Das Potential des freien Grundrisses ist es, Wände bei Bedarf einfach zu versetzen, Räume zu transformieren, ohne die Struktur des Hauses zu verändern. Wohnungsintern mehrfach in Anspruch genommen, finden hingegen nach der Fertigstellung des Elisabethhochhauses fast keine wohnungsübergreifenden Änderungen mehr statt. Die mit Fertigstellung des Hauses einmal gesetzte Grundstruktur verbleibt in ihrer Ausgangsposition. Hier markiert der Grundriss des Elisabethhochhauses in seiner Verwendung jene Grenze, die sich zwischen gegebener Realität und theoretischer Möglichkeit befindet. Seine >Großzügigkeit< ist jedoch präsent und kann bei Bedarf abgerufen werden, um das Gebäude an neue Anforderungen anzupassen; wenn nötig auch wohnungsübergreifend.

Eine andere gewichtige >Qualität< im Elisabethhochhaus ist der private Ausblick, die freie Sicht auf die Stadt. Sie ist von großer Bedeutung für die BewohnerInnen. Alle Befragten erkennen eindeutig diese >Qualität< und sind sich ihres besonderen Privilegs bewusst. Relevant für die >Großzügigkeit< des Ausblicks ist die zentrumsnahe Positionierung des

Elisabethhochhauses. Erst diese bietet die Möglichkeit auf etwas von hohem symbolischen Wert wie die Dächer der Altstadt von Graz zu blicken. Freier Grundriss und Ausblick sind folglich zentrale >Qualitäten< im Elisabethhochhaus. Die zu untersuchende >Großzügigkeit< ist auf der *Ebene des Gebäudes* vorhanden.

Geschätzt wird das Wohnen im Elisabethhochhaus von den Ende der 1960er Jahre eingezogenen ErsthochhausInnen, die ein modernes, zeitgemäßes Lebensgefühl im Wohnen suchen, über Familien bis hin zu den studentischen Wohngemeinschaften von heute. Durch ihre gute Raumaufteilung und der großzügigen Nutzfläche von 106 m<sup>2</sup> ist bereits die 4-Zimmer-Standardwohnung für unterschiedliche NutzerInnen geeignet. Die anderen untersuchten Umbauten zeigen, dass selbst in einem Bauwerk der Nachkriegsmoderne, wie dem Elisabethhochhaus mit seinen normativen Standardwohnungen, viele Individualisierungsmöglichkeiten gegeben sind, die auch ohne größere Probleme baulich umsetzbar sind. Die >Adaptierbarkeit< auf der *Ebene der Wohnung* ist im Elisabethhochhaus den Untersuchungen nach gegeben.

Ist das Elisabethhochhaus nun schon ein >gutes Bauwerk<? Die eingangs aufgestellte Behauptung kann an dieser Stelle noch nicht vollständig beantwortet werden.

Als privates Wohngebäude einerseits nicht öffentlich zugänglich, nimmt das Elisabethhochhaus andererseits für die BewohnerInnen der Stadt weit sichtbar eine gewichtige Position in seiner äußeren Erscheinung ein. Die Möglichkeit weniger, auf etwas von hohem symbolischen Wert, wie die Dächer der Altstadt von Graz, zu blicken, verdeutlicht die >Widersprüchlichkeit< die das Elisabethhochhaus besitzt. Als Hochhaus stellt es einen Bruch im urbanen Gefüge der Umgebung dar. Es ist eine Ausnahme in der Regel. Die >Qualitäten< der >Großzügigkeit< und >Adaptierbarkeit< alleine machen das Elisabethhochhaus nicht zu einem >guten Bauwerk<. Erst die >Widersprüchlichkeiten<, die es aus seinem Kontext ausbrechen lassen, machen so zu einem >guten Bauwerk<.

Sind es nicht genau diese >Widersprüchlichkeiten< und lebendigen Diskussionsprozesse, die Regel und den Bruch davon, die unterschiedlichen Ansichten und Formen des Zusammenlebens, die Urbanität kennzeichnen? Auf der *Ebene der Stadt* ist das Elisabethhochhaus ein >sehr gutes Bauwerk<.

>Ausblick<

Die Untersuchungen am Elisabethhochhaus zeigen durch die längerfristige Betrachtung eindeutig, dass es unabhängig von gesellschaftlichen Veränderungen >Qualitäten< gibt, die konstant bleiben. Essenzielle architektonische Komponenten eines Gebäudes, wie gute formale Gestaltung, elegante Proportionen, gute nutzbare Grundrisse oder subtil ausgebildete konstruktive Details, rationale Punkte werden wahrgenommen und sind auch direkt relevant für die NutzerInnen. Trotzdem sind in der finalen Beurteilung die irrationalen Aspekte des Elisabethhochhauses, seine Widersprüchlichkeit, Singularität, der Ausblick von innen und die symbolhafte Höhe fast stärker in ihrer Präsenz. Es braucht das materialisierte Bauwerk, die tatsächlich erfahrbare Höhe, um all diese Komponenten spür- und erlebbar zu machen.

Abschließend kann gesagt werden, dass ein >gutes Bauwerk< nie anhand einer singulären Qualität festzumachen ist. Es handelt sich immer um eine Art Wechselspiel. Viele einzelne >Qualitäten< sind erst in ihrer Gesamtheit, in ihrem Zusammenspiel lesbar, manche können wie im Fall des Elisabethhochhauses aber ausschlaggebend sein. Die Fragestellung, was ein >gutes Bauwerk< ausmacht, erfordert es, zuerst ein umfassendes Verständnis dafür zu entwickeln. Sie macht es notwendig weit über die äußere Begrenzung hinaus und tief in ein Bauwerk hinein zu blicken. Die Architektur selbst ist in diesem Zugang nur ein Teilaspekt von Mehreren.

Stellt ein Gebäude eine gute Grundstruktur zur Verfügung, ist sein Gerüst stabil, so sind auch die Möglichkeiten in der Nutzung flexibel. Folglich kann es seine Aufgaben über einen langen Zeitraum erfüllen und ist, bevor es tatsächlich aus noch unbekanntem Gründen möglicherweise obsolet wird, mit Sicherheit ein >gutes Bauwerk< - alles andere wäre temporär und müsste so bezeichnet werden.

***Nicht so sehr die Frage, was ein >gutes Bauwerk< im Detail ausmacht, sondern mehr was es alles sein kann, die Suche nach den >Qualitäten<, ist von Bedeutung.***





Abb. 19 Eingangssituation (vorherige Seite)

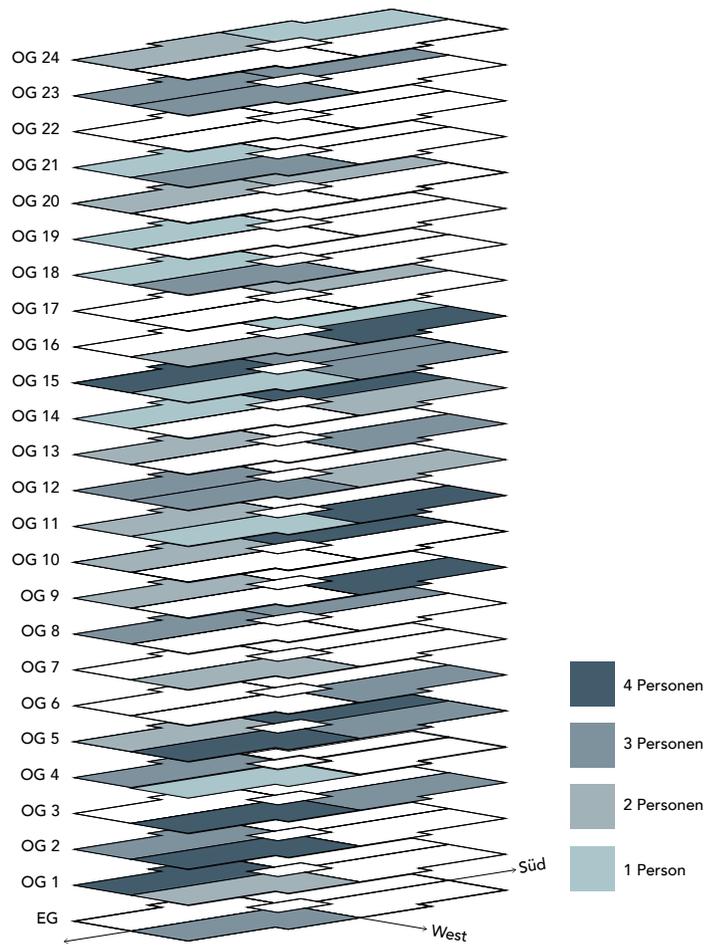


Abb. 20 Personenanzahl pro Wohnung

## 6 Anhang Empirische Auswertungen

### 6.1 BewohnerInnenstruktur im Detail

Einen groben Überblick über die momentane BewohnerInnenstruktur im Elisabethhochhaus liefern die Daten aus systematischer Beobachtung und Analyse des Grundbuchauszuges. Diese Daten werden soweit wie möglich im Rahmen der Interviews überprüft. Ziel dieser Beobachtungen im Feld ist der Versuch, aus den frei zugänglichen Hausbereichen (Eingangsbereich mit Klingeltableau und Stiegenhaus) alle möglichen Informationen über die BewohnerInnen zu generieren, ohne jedoch direkt mit Ihnen in Kontakt zu treten, außer ein Treffen ergibt sich zufällig. In dieser primären Stufe der Annäherung können unter Umständen nicht alle aufgenommenen Aspekte aussagekräftig verarbeitet werden, da eine zu geringe Menge an erhobenen Daten/Informationen vorhanden ist. Die Auswertungen fassen die Ergebnisse nur in einer Art Überblick zusammen und schaffen einen ersten Eindruck. Weiße Bereiche in den Diagrammen kennzeichnen Wohnungen, über die keine oder im Moment keine Aussage getroffen werden kann.

>BewohnerInnenstruktur heute<

Anhand der Namen am Klingeltableau im Eingangsbereich und Informationen aus den Interviews wird versucht, eine Aussage über die Personenanzahl zu treffen. Zwei verschiedene Namen bei einer Wohnung können anzeigen, dass hier ein Paar wohnt, mehrere verschiedene Namen deuten auf eine Wohngemeinschaft hin.

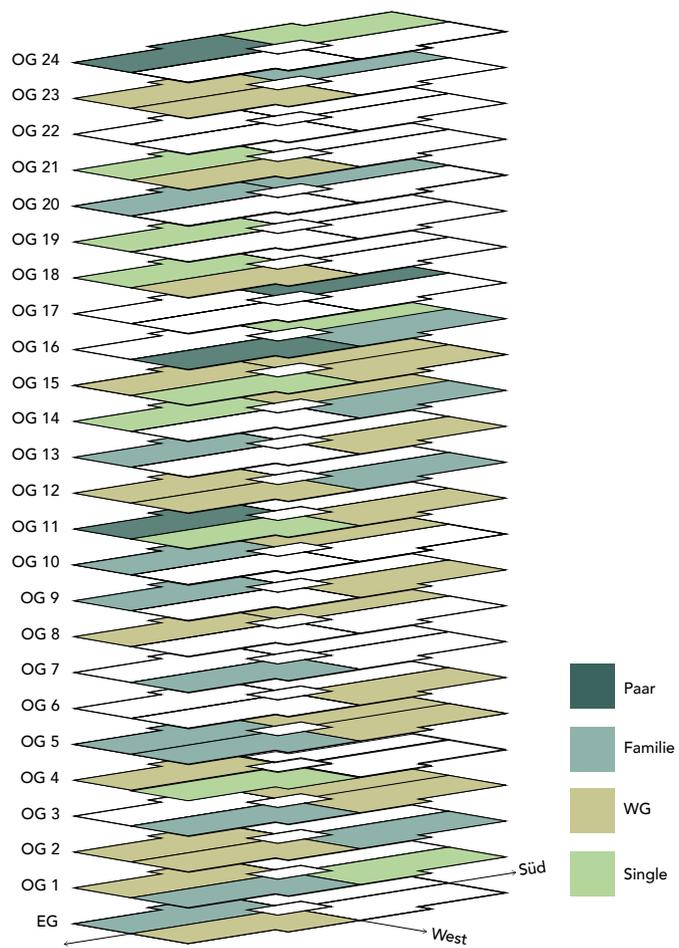


Abb. 21 BewohnerInnenstruktur

Da es sich im Allgemeinen um 4-Zimmer-Wohnungen handelt, können in einer Standardbelegung drei Personen in einer Wohngemeinschaft leben, da drei der vier Zimmer getrennt voneinander begehbar sind. Die Grundrisse sind jedoch in ihrer Konfiguration flexibel (nicht-tragende Zwischenwände), somit kann auch eine geringere Zahl an Personen in einer Wohngemeinschaft leben. Dies lässt sich jedoch zu diesem Zeitpunkt nicht genau feststellen. Ebenso lässt sich nicht überall feststellen, wieviele Personen in einer Wohnung leben, da z.B. Namen von Kindern nicht immer am Klingeltableau angeführt werden.

>Singles/WG/Familie/Paar<

Ebenfalls anhand der Namen am Klingeltableau im Eingangsbereich und Informationen aus den Interviews wird versucht, eine Aussage über die Form des Zusammenlebens zu treffen. In Bezug auf Genauigkeit der Aussagen treffen die Ausführungen bei vorgenanntem Punkt ebenfalls auf diesen zu.

## 6.2 Aneignung der halböffentlichen Vorzonen

Im Laufe der Jahre eignen sich die BewohnerInnen die Bereiche vor ihren Wohnungen durch Personalisierungen bzw. verschiedenste Nutzungen an. Die halböffentliche, interne Erschließung ist im Elisabethhochhaus ein rein funktionaler Raum mit wenig Aufenthaltsqualität. Da dieser auf ein Mindestmaß reduziert ist, sind den einzelnen Wohnungen keine direkten Zonen vorgelagert. Trotz des minimalen Raumes finden Aneignungen in verschiedenen Formen statt.

>Wandbereich<

Die den Vorzonen sinngemäß anliegenden Wandbereiche werden nur von wenigen BewohnerInnen genutzt. In den unteren Geschoßen verwenden ihn einige BewohnerInnen, um einen Korb oder Postkästen/Zeitungrollen zu montieren oder Dekorationen anzubringen. Eine BewohnerIn im obersten Stockwerk nutzt ihn, um diverse Fotografien hinter Glas (Landschaft, Architektur, Tier, Mensch) anzubringen.

>Besonderheiten<

Dieser Teil umfasst alle Bereiche, die in irgendeiner Art und Weise kurios/besonders im Vergleich zu den anderen Vorzonen sind. Abgeklebte Taster der Klingel, Poster an den

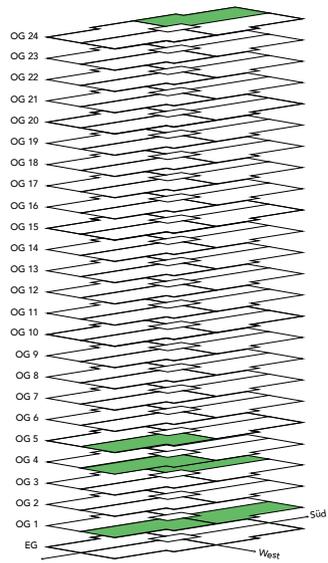


Abb. 22 Wandbereich

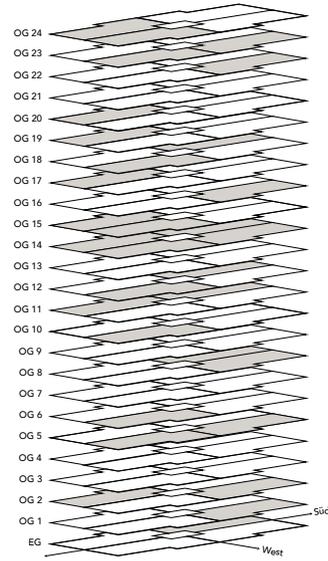


Abb. 23 Besonderheiten

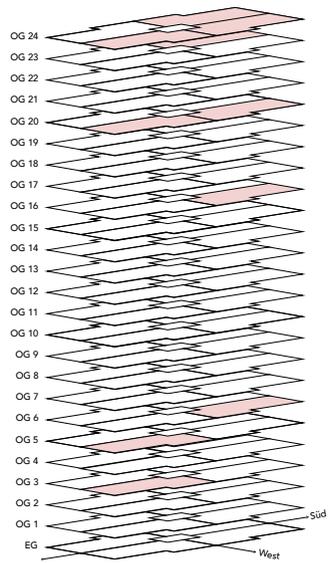


Abb. 24 Gegenstände

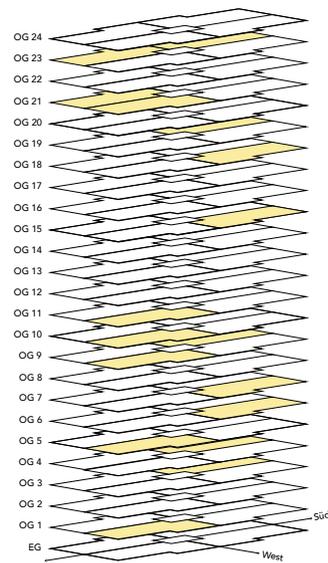


Abb. 25 Postkästen/Zeitungsrollen

Türen, falsche Namensschilder, besondere Türklinken, angebrachte Gegenstände (z.B. kleine Lampe oder Aufhänger), Kinderzeichnungen, Kleiderbügel, Filzmotive (Wal, Palme, Insel) oder bauliche Veränderungen.

#### >Gegenstände<

Die Anzahl der im Stiegenhaus abgestellten Gegenstände ist über alle Geschoße gesehen sehr gering. Im 3. und 5. Obergeschoß sind es zwei Kinderwägen, ein Fahrrad, ein Kinderfahrrad, ein Scooter und im 6. Obergeschoß ein Paar Schuhe. Im 16. Obergeschoß sind ein Wagen mit Schalterleiste, Schwimfflossen, eine leere Bierflasche, ein Holzstab und ein Regenschirm abgestellt. Im 20. Obergeschoß wiederum nur Schuhe. Im 23. Obergeschoß finden sich ein Blumentopf mit Untersetzer, ein Einweckglas und ein Bodenwisch Tuch. Im 24. Obergeschoß stellen die BewohnerInnen Kakteen, zwei Hocker und einen Einkaufstrolley ab.

#### >Postkästen/Zeitungsrollen<

Ein weiterer personalisierender Faktor sind die vor den Wohnungstüren angebrachten Postkästen und Zeitungsrollen. Trotz der eigentlichen Briefkastenanlage im EG ist es manchen BewohnerInnen wichtig, dass ihre Zeitungen nicht auf der Fußmatte vor ihren Wohnungstüren liegen.

Aus der Begehung dieser halböffentlichen Bereiche lässt sich feststellen, dass keine besonders ausgeprägte Nutzung durch abgestellte Gegenstände oder Ähnlichem stattfindet: wenn überhaupt, dann in den obersten Stockwerken. Die übliche Nutzung besteht, wie in anderen Wohnhäusern auch, aus dem Anbringen von Dekoration an Türen oder Wänden.

### 6.3 Feldtagebuch - exemplarische Seite

Das für die Untersuchungen entwickelte Feldtagebuch weist jeder Etage des Elisabethhochhauses eine Seite zu. Je ein Viertel hiervon entspricht einer der vier Wohnungen. Thematisch lassen sich so alle Aspekte während der Untersuchung aufnehmen, festhalten und ergänzen.



← Nord



Türe

- Typ: Standard Metall - alt
- Farbe: grau
- Namensschild: Messing
- Schloß: 1
- Spion: nein
- Drücker: Klinke
- Aufkleber: keine Werbung, derGrazer
- Klingel: Funkklingel
- Besonderheiten: CMB,

Fußabstreifer

- Material: Teppich
- Farbe: rot-schwarz
- Form: Streifenmuster, rechteckig

Gegenstände:

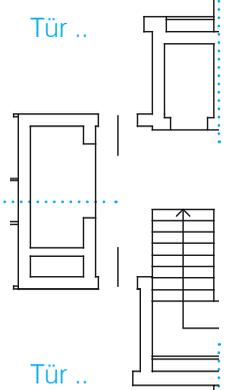
Wandbereich:

Besonderheiten:

BewohnerInnen

.....

Tür ..



BewohnerInnen

.....

Tür ..

Türe

- Typ: Standard Metall - alt
- Farbe: grau
- Namensschild: Ducttape mit Filzstift
- Schloß: 1
- Spion: nein
- Drücker: Klinke
- Aufkleber: keine Werbung, Peace, Angst macht Sicherheit - Sicherheit macht Angst, Gel-Gespens, Sorry we are closed
- Klingel: Standard - alt - Knopf rot
- Besonderheiten: altes Namensschild überklebt

Fußabstreifer

- Material: Teppich-Gummi
- Farbe: rot-schwarz
- Form: rechteckig

Gegenstände:

Wandbereich:

Besonderheiten:

↑ Ost

↓ West

Abb. 26 Musterseite Feldtagebuch

↖ Ost ↗

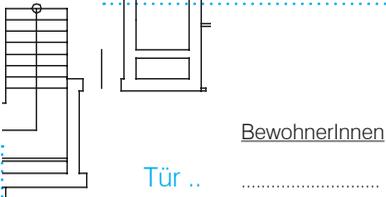
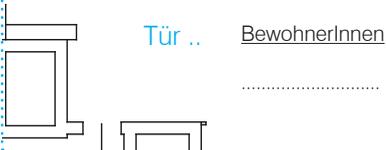
- Türe**
- Typ: Standard Metall - alt
- Farbe: grau
- Namensschild: Klebeband mit handgeschriebenem Namen
- Schloß: 1
- Spion: nein
- Drücker: Klinke
- Aufkleber: keine Werbung
- Klingel: Standard - alt - Knopf rot
- Besonderheiten: -

- Fußabstreifer**
- Material: Teppich-Gummi
- Farbe: rot-schwarz
- Form: rechteckig

Gegenstände: -

Wandbereich: -

Besonderheiten: -



GESCHOSS

↗ Süd ↘



OG ....

↖ West ↗

- Türe**
- Typ: Standard Metall - neu
- Farbe: weiß
- Namensschild: -
- Schloß: 1
- Spion: nicht ersichtlich
- Drücker: Klinke
- Aufkleber: -
- Klingel: Standard - alt - Knopf rot
- Besonderheiten: 2 Kinderzeichnungen, eine mit 4 roten, runden Magneten befestigt

- Fußabstreifer**
- Material: Teppich
- Farbe: schwarz-rot
- Form: rechteckig

Gegenstände: Wagen mit Schalterleiste, darauf 2 Paar Schuhe, ein Paar Kinderflossen, leere Bierflasche, Holzstab, Regenschirm

Wandbereich: -

Besonderheiten: -



## 7 Literaturverzeichnis

### 7.1 Publikationen

Achleitner, Friedrich: Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert, Bd.2, Kärnten, Steiermark, Burgenland, 1983

Aureli, Pier Vittorio: A SPECTACLE OF DEEPEST HARMONY. NOTES ON GOOD ARCHITECTURE, in: OASE (2013), H. 90, 7-10

Bouchain, Patrick: AN ARCHITECTURE CLOSE TO ITS INHABITANS, in: OASE (2013), H. 90, 10-13

Braum / Welzbacher (Hg.): Nachkriegsmoderne in Deutschland. Eine Epoche weiterdenken, Basel 2009

Franck, Georg / Franck Dorothea: Architektonische Qualität, München 2008

GAT: Das Elisabethhochhaus (09.08.2005), online unter: <http://www.nextroom.at/building.php?id=18986> (23.05.2018)

Geers, Kersten: INTENTIONS, INVENTIONS, in: OASE (2013), H. 90, 14-15

Grabner, Martin: Warum das Elisabeth-Hochhaus überhaupt nicht „pfui“ ist (04.10.2010), online unter: <http://www.gat.st/news/warum-das-elisabeth-hochhaus-ueberhaupt-nicht-pfui-ist> (23.05.2018)

Hecke, Bernd: Gestutzte WolkenGrazer (10.01.2011), in: Kleine Zeitung, online unter: [http://www.kleinezeitung.at/s/steiermark/graz/4220718/G7\\_Gestutzte-WolkenGrazer](http://www.kleinezeitung.at/s/steiermark/graz/4220718/G7_Gestutzte-WolkenGrazer) (23.05.2018)

Klasmann, Jaan Karl: Das [Wohn-] Hochhaus. Hochhaus und Stadt, Wien 2004

Koolhaas, Rem: Bigness, Or the Problem of Large, in: O.M.A. Rem Koolhaas and Bruce Mau: S,M,L,XL, New York 1995, 495–517

Koolhaas, Rem: Delirious New York. Ein retroaktives Manifest für Manhattan, Aachen 1999

Korbel, Josefine: Baukultur der Nachkriegsmoderne – Reflektion und Transformation (2014), online unter: <http://www.hft-stuttgart.de/Aktuell/Nachrichten/j2014/m0314/Baukultur-Nachkriegsmoderne/de> (23.05.2018)

Kovacevic, Radoslav: Hochhaus als Wohnform. Studie ueber die Probleme des zukuenftigen Wohnens., Diss., Graz 1950

Leach, Andrew: HUH? WOW! ≠ WOW! HUH?, in: OASE (2013), H. 90, 31-34

Le Corbusier et Pierre Jeanneret. Œuvre complète de 1929-1934, Willy Boesiger (Hg.), Zürich 1957

Lorbek, Maja: Wohnen in der Ersatzmoderne. Die Wohnbaubiennale 2013 findet am 17. September 2013 an der TU Wien statt (10.09.2013), online unter [https://www.tuwien.ac.at/aktuelles/news\\_detail/article/8365/](https://www.tuwien.ac.at/aktuelles/news_detail/article/8365/) (23.05.2018)

Lorenz, Karl Raimund: Das Hochhaus, in: PLAN (1951), H. 8, 1, 8-28, 10

Lorenz, Karl Raimund: Wohnhochhaus in Graz. Elisabethstraße; Wohnhochhaus in Mailand, in: Heraklith Rundschau, H. 37 (1956), 28-29.

Luser, Hansjörg: Alte Ansichten - Stadtvisionen des 20. Jahrhunderts. 50 Jahre im Überblick (02.07.2004), online unter: <http://www.gat.st/news/alte-ansichten-stadtvisionen-des-20-jahrhunderts> (23.05.2018)

Magistrat Graz - Stadtplanungsamt (Hg.): Räumliches Leitbild der Landeshauptstadt Graz, Graz 2004

Nägeli / Tajeri (Hg.): Kleine Eingriffe. Neues Wohnen im Bestand der Nachkriegsmoderne, Basel 2016

Nograsek, Marlies / Köglberger, Katharina, Institut für Wohnbau, TU Graz (Hg.): Exkursionsführer. Wohnqualität im Wandel der Zeit am Beispiel Graz. im Rahmen von AK Wohnbau SS2012 - Marlies Nograsek, Graz 2012, 51-60.

Norberg-Schulz, Christian: Logik der Baukunst, Braunschweig 1980

o.V.: Hintergrund zu Bombenfund. Graz im Bombenhagel von 57 Luftangriffen (27.03.2011), in: Kleine Zeitung, online unter: [https://www.kleinezeitung.at/steiermark/graz/4242819/HINTERGRUND-ZU-BOMBENFUND\\_Graz-im-Bombenhagel-von-57-Luftangriffen](https://www.kleinezeitung.at/steiermark/graz/4242819/HINTERGRUND-ZU-BOMBENFUND_Graz-im-Bombenhagel-von-57-Luftangriffen) (23.05.2018)

Plankensteiner, Georg: Univ.Prof.Arch.Dipl.-Ing. Karl Raimund Lorenz (1909-1996). Leben und Wirken einer Architekten- und Lehrerpersönlichkeit, Diss., Graz 2001, 152-157, 329-332

Prokop, Ursula: Friedrich Zotter 26.05.2015, online unter: <http://www.architektenlexikon.at/de/721.htm> (23.05.2018)

Püschl, Martin: Marta & Noel. Biologin & Architekt, online unter: <https://www.jeder-qm-du.de/zu-besuch-bei/detail/marta-noel/> (23.05.2018)

Reinprecht, Christoph: Wohnen im Hochhaus. Eine Studie zu Wohnkultur und Wohnqualität in Wiener Wohnhochhäusern, Universität Wien, Fakultät für Sozialwissenschaften, Wien 2014

Ronner, Elsbeth: WANDERING, in: OASE (2013), H. 90, 44-47

Ruby, Ilka & Andreas / Peter Cachola Schmal (Deutsches Architekturmuseum Frankfurt) (Hg.): Druot, Lacaton & Vassal. Tour Bois le Prêtre, Berlin-Frankfurt 2012

Tragatschnig, Ulrich: Von Euphorie zu Psychose. Hochhaus und Heimatschutz, in: Antje Senarclens de Grancy (Hg.): Identität-Politik-Architektur. Der „Verein für Heimatschutz in Steiermark (= architektur + analyse Band 4), Berlin 2013, 175-201.

Van Gerrewey, Christophe: HALF AN HOUR OF SILENCE, in: OASE (2013), H. 90, 16-19

Van Gerrewey, Christophe / Petteeuw, Véronique / Teerds, Hans: WHAT IS GOOD ARCHITECTURE?, in: OASE (2013), H. 90, 4-6

Van Reeth, Bob: GOOD ARCHITECTURE?, in: OASE (2013), H. 90, 42-43

Wieser, Markus: [hoch]Haus im Grünen. Ein Büroprojekt für Graz; Austria, Diplomarbeit, Graz 2011

## 7.2 Archivmaterial

Magistrat Graz: Verhandlungsschrift Widmungs- und Bauansuchen Elisabethstraße Hugo Wolf-Gasse vom 04.12.1954, Grazer Stadtarchiv (StAG), Bauakt Hugo Wolf Gasse 010

Lorenz, Karl Raimund: Antwortschreiben auf die Einwände des Vereins für Heimatschutz an den Magistrat Graz vom 03.01.1955, (StAG), Bauakt Hugo Wolf Gasse 010

Ostansicht Hochhaus Hugo-Wolf G M1:100 (StAG), Bauakt Hugo Wolf Gasse 010

Südansicht Hochhaus Elisabethstrasse M1:100 (StAG), Bauakt Hugo Wolf Gasse 010

Geschoßpläne EG-OG24 M1:50 (StAG), Beilage zur Bescheinigung nach §5 (2) des Wohnungseigentumsgesetzes 1951, Magistrat Graz GZ: A10/3 - KI8108/1969 vom 29.10.1969

### 7.3 Empirie

Feldtagebuch - Räumliche Kartierung, durchgeführt von Schmidinger Michael, Assistenz: Seibt Lola, Graz 22.09.2014

Grundbuchsauszug für Hugo-Wolf-Gasse 10, abgerufen am 02.08.2016

Interview 1, anonymisiert, geführt von Schmidinger Michael, Graz, 14.08.2014

Interview 2, anonymisiert, geführt von Schmidinger Michael, Graz, 25.03.2015

Interview 3, anonymisiert, geführt von Schmidinger Michael, Graz, 16.04.2015

Interview 4, anonymisiert, geführt von Schmidinger Michael, Graz, 13.05.2015

### 7.4 Audiovisuelle Quellen

Wigley, Mark: Vortrag im Rahmen des Symposiums „Die zweite und dritte Haut – Architektur und Mode“ veranstaltet von der Akademie der Architekten- und Stadtplanerkammer Hessen vom 24. April 2009, online abrufbar unter:

[http://www.dbz.de/download/87132/Vortrag\\_Wigley.mp3](http://www.dbz.de/download/87132/Vortrag_Wigley.mp3) (15.03.2014)



## 8 Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1 Karl Raimund Lorenz, Privatbesitz: Edda Gellner, online unter:  
<https://www.nextroom.at/building.php?id=18986> (22.05.2018)
- Abb. 2 Ebda. (22.05.2018)
- Abb. 3 Nograsek, Marlies / Köglberger, Katharina, Institut für Wohnbau, TU Graz  
(Hg.): Exkursionsführer. Wohnqualität im Wandel der Zeit am Beispiel Graz.  
im Rahmen von AK Wohnbau SS2012 - Marlies Nograsek, Graz 2012, 51.  
grafisch verändert
- Abb. 4 Michael Schmidinger (21.08.2016)
- Abb. 5 <https://maps.google.at/> (01.08.2015)
- Abb. 6 Stadtarchiv Graz (StAG), Bauakt Hugo Wolf Gasse 010
- Abb. 7 Stadtarchiv Graz (StAG), Bauakt Hugo Wolf Gasse 010
- Abb. 8 erstellt auf Basis des Katasters, online unter:  
<http://www.landesentwicklung.steiermark.at/cms/ziel/141976122/DE/>  
(22.05.2018)
- Abb. 9-17 auf Basis der Planunterlagen, in:  
Nograsek, Marlies / Köglberger, Katharina, Institut für Wohnbau, TU Graz  
(Hg.): Exkursionsführer. Wohnqualität im Wandel der Zeit am Beispiel  
Graz. im Rahmen von AK Wohnbau SS2012 - Marlies Nograsek, Graz 2012,  
52-56. korrigiert, ergänzt und grafisch verändert
- Abb. 18 Michael Schmidinger (21.08.2016)
- Abb. 19 Michael Schmidinger (21.08.2016)
- Abb. 20-26 Michael Schmidinger



## 9 Danksagung

Am wissenschaftlichen Schreiben über Architektur in größerem Maßstab versuche ich mich erstmals im Rahmen dieser Abschlussarbeit. Als eine sehr konkrete und präzise Form des Ausdrucks ist es für mich ein längerer Prozess, um hinein zu finden. Bei allen, die mich direkt und indirekt unterstützt haben, möchte ich mich an dieser Stelle für Zeit und Geduld bedanken. Im Besonderen bei

*Adeline, E.d, Josef, Lola, Marion, Markus und meinem Betreuer Anselm Wagner*

*>Gewidmet ist diese Arbeit meinem Vater Josef Schmidinger<*

